

XIV

4A-35754

6.

Kotzebue
Laune

6

Ki.S.

1586

4 XIV A - 35754 II - 586.

Die jüngsten
Kinder meiner Lanne

von
H. v. Kogebue.



Sechstes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gottschel Kummer.



12

Die Kunst die

Kinden weislich zu erziehen

von J. G. Herder



TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU
i 318 200 50

E p i s t e l

an die Frau Landrätin von Löwenstern,

Zu lange hab' ich mit dem Irrthum mich
getragen:

Der Mensch genieße nur, was ihm an Glück
bescheert,

In seinen Frühlings- oder Sommertagen,
Der Herbst sey nicht der Rede werth;

Es wellen seine schönsten Früchte,
Wenn kaum der erste Frost sie trifft;

Das Alter, was auch Formey von ihm dichte,
Sey für die Freud' ein schleichend Gift.

Auf! lern' Erasmus! sammt den Spöttern,
Die deine Sprüchlein nachgelallt,

1 2 3 4 5
Daß sich der Anmuth Rosen nie entblättern,
Wenn auch von sanfter weiblicher Gestalt
Der Reiz der Jugend nicht mehr strahlt,
Auf! folge mir in jenen Kreis der Freude,
Wo ich das Alter liebenswürdig fand,
Wo fern von äußerem Prunkgeschmeide,
Doch köstlicher geschmückt durch Tugend und
Verstand,

Die Würdigste in heitrer Stille
Ihr holdes Bild in müntern Enkeln sieht;
Wo neben Früchten aus des Herbstes Fülle,
Auch noch so manche Blume blüht. —

Sieh wie auf Ihrem Knie sich Amoretten
schauckeln,
Um Ihre Lippen holde Scherze gauckeln,
Und Ihrer Blicke sanftes Licht
Wie Hesperus durch Abendwolken bricht.

Die

Die niedre Schwägersucht elender Kaffee-
Schwestern,
Die Männer von Talent mit giftigen Zungen
lästern,
Aus ihrem Cirkel war sie stets verbannt;
Hier wagt kein frecher Mund den Fremdling
zu beleidgen,
Den ihre Lippen und ihr Herz vertheidgen,
Er sey bekannt, sey unbekant.

Wohl mir! daß ich die Holde kenne,
Die, als ihn manche Wespe stach,
Für den verfolgten Fremdling sprach;
Wohl mir! daß ich sie Freundin nenne,
Daß meiner Muse Ernst und Scherz
Bald lächeln und bald Thränen ihr entlocken;
Daß, wenn Verleumdung stürmt aus allen
Glocken,

Sie Bürge ward für ein verkanntes Herz! —
D! laß dieß Herz ein schwaches Opfer bring-
gen!

Es tönet schüchtern Dir mein Saitenspiel,
Gern mögt' es würdig Deine Tugend sin-
gen —

Arm sind die Worte — reich nur mein Ge-
fühl.

Nimm freundlich auf die kleine Gabe
Die aus dem reinsten Busen quillt;
Hier ist was ich versprach — doch ach! ver-
gieb! ich habe

Von meinem Wort die Hälfte nur erfüllt. *)

Ver-

*) Der Verfasser hatte jener vortrefflichen Frau,
außer der Fortsetzung von geprüfter Lie-
be, auch die des langen Hans versprechen
müssen.

Vergebens suchst Du hier ein Werk der man-
tern Laune,
Wozu ein Schalk von einem Faune
Die grellen Farben mir geliehn,
Als Lästerung vom dummen Stolz verschrien;
Ein Werk in Flammen zu begraben,
Darob so mancher Esel, manche Gans,
Geschrieen und geschnattert haben —
Vergebens suchest Du den langen Hans.
Der arme Tropf, der nichts verbrochen,
Als daß er scherzend Wahrheit sprach,
Ihm braust ein Sturm aus düstern Wolken nach
Und zitternd hat er sich verbrochen.
Trübselig steht er, wie ein Kind
Der Unart halber, in dem Winkel —
Ach freylich! es vergift der kindische Dünkel
Die Ruthe oft nur zu geschwind;
Ein Wort von Dir, ein Beyfallszeichen —

Ha! welcher Dichter würde da nicht
füh'n! —

Hast lockt es ihn hervor zu schleichen,
Und mit den losen Knaben-Streichen
Lüß' Neue durch das Land zu ziehn.

Da flüßterte zu rechter Stunde
Die weise Vorsicht laut genug:

„Ist schon verblutet jede Wunde,

„Die hämisch dir die Dummheit schlug?

„Hast du vergessen, wie mit schaal'n
Witz,

„Mit frechem Deuteln hier und da,

„Verleumdung in der müntern Skizze

„Nicht Laune sondern Bosheit sah?

„Wagst du zu trogen jenen Streichen,

„Wenn du auch gleich ein Ewiff, ein
Vorik wärst?

„Willst du die Gottheit, die du ehrt,

„Den

„Den Frieden schon aus Friedens-
thal*) verscheuchen?

„Du wahnst dich unabhängig? — nenne
mir den Wald,

„Die Wüste, wohin nie ein böß Geschwätz
gedrungen;

„Der Fürsten langer Arm, der Schwätzer
lange Zungen,

„Erreichen, Troziger! dich bald!

„Willst du den Kohl in Ruhe pflanzen,

„Suchst du das Blümlein der Zufrieden-
heit,

„Und sollen, wie bisher, in stiller Häusa-
lichkeit,

„Die unvergällten Freuden um dich tanzen;

„So müßtest du, mit immer wachem Blick,

* 5

„Aus

*) Der Name von des Verf. ländlicher Wohnung.

„Aus deiner Blumen Flor der Zwietracht
Unkraut jäten —

„Auf! laß den langen Hans zurück

„In den vergessnen Winkel treten.“

So sey er dann verbannt in eine finstre
Grust!

Dort berg' er sich vor Kritikafter Grimme,
Und folge selbst nicht Deiner Stimme,
Geistvolle Frau! wenn sie ihn lockend ruft.
Genug, daß ihn nur Thoren hassen,
Weil dummer Stolz argwöhnisch um sich schießt,
Durch jede Anspielung sich tief verwundet fühlt;
Zum Troste wollen wir ihm Deinen Beyfall
lassen.

Wo aber bleibt nun mein Versprechen?
Wortbrüchig muß ich vor Dir stehen,

Muß

Muß ängstlich einen holden Blick erspähn,
Der mir verheisse, Dich am Dichter nie zu rä-
chen.

Du! mit dem Hochgefühl für stille Glück
genährt;

Du, deren Herz von Sanftmuth überfließ-
set;

Du, die es weiß, welch' unschätzbaren
Werth

Die Ruhe für den Dichter in sich schließet;

Du Zeugin der Verfolgungssucht,

Die mich so oft geneckt, die mir so oft geflucht,

Bergieb, wenn ich des Kampfes müde,

Das rasch gegebne Wort Dir brach,

Auf daß in Friedenthal der Friede

Ein Nest sich baue unter meinem Dach;

Auf daß ich ruhig pflanze und verzehre,

Was

Was Deine liebe Hand mir gab; *)
Kein ungerechter Seufzer um mein Grab
Ehst meinen letzten Schlummer fahre.

*) Die würdige Dame, an welche diese Epistel gerichtet ist, hatte den Verfasser mit Sämsreyen beschenkt.

Geprüfte Liebe:

Zwenter Theil.

Erstes Kapitel.

Die Kriegsgefangenen.

Ist der Hang zum Kriege ein Naturtrieb, wie die Lust am Tanzen? Füttert Gott die Menschen nur zu seinem Vergnügen mit Lebenskraft, wie die Engländer ihre Kampfbähne mit Knoblauch? — oder ist der Krieg ein Sohn des Hungers? gleichviel ob Habichts — oder Fürstenhunger.

Ein großer Philosoph, und drum nicht mein Freund — (denn die Geschöpfe, die blos durch
6. Bd. U Sathe.

kategorische Imperatife u. d. gl. regiert werden, taugen eben so wenig zur Freundschaft, als die Cedern vom Libanon zu Bohnenstangen) hat behauptet: dieser winzige Planet, dessen Daseyn unser Nachbar Jupiter nicht einmal ahndet, sey zum Schauplatz eines Krieges Aller gegen Alle erschaffen. — Gute Menschen mögen ungern solche blutige Wahrheiten bekennen. Gute Menschen stützen sich auf die Bemerkung: daß, vom Elephanten bis zum Polypen, der Trieb zu lieben im Lenz erwache, Empfindung und Leben in Millionen Geschöpfe hauche, und gegen den Winter ersterbe. Wenn nun aber der Trieb zu morden diese Ordnung der Natur umkehrt; wenn er zwar auch im Lenz erwacht, aber nur um zu vertilgen; so steht das Handwerk des Soldaten im Widerspruch mit dem Tagewerk der Natur. Nur die Liebe sollte zu Felde ziehen, der Maythau sich mit der Thräne der Sehnsucht mischen, und jedes Pulverkorn unbrauchbar machen, das ein Liebefähiges Wesen zu zerstören droht.

Solche

Solche Betrachtungen stellte der arme Wilhelm an, als er, nach Ablauf eines frohen Winters, den unwillkommenen Befehl erhielt, sich marschfertig zu halten, um die ersten milden Sonnenstrahlen in Wolken von Pulverdampf zu hüllen, und die hervorkeimenden Saaten tief in die Erde zu stampfen. Erst seit fünf Monden hatte er erfahren, daß die glühendste Phantase der ersten Liebe, noch lange nicht an das unerschöpfliche Glück der häuslichen Zufriedenheit reiche; daß, wenn die Einbildungskraft des liebenden Jünglings ihm den Feuerwagen des Propheten lieh, um damit in erträumte Himmel empor zu steigen, die Wirklichkeit den Mann zwar herabziehe, aber nur um ihn auf ein Rosenbett zu lagern. Er schwelgt nicht mehr — er genießt die Flamme, die vorher jedem Windstoß ausgefetzt war, und auch die reichste Nahrung endlich zu verzehren drohte, ist nun, gleich jener Lampe die man in Portici fand, in das reine Glas des Ehestands eingeschlossen, und brennt sanft und ewig.

H 2

Große

Große Städte haben einen Vorzug mit der ländlichen Hütte gemein, man darf dort wie hier sich selbst leben; es bekümmert sich Niemand um den glücklichen Sonderling. Wenn man nur die Leute ungestört an ihren Kartentischen und Schmausetafeln läßt, so erlauben sie dagegen, mitleidig lächelnd, daß man zu Hause im Stillen froh seyn darf. Wilhelm hatte diese Erlaubniß trefflich benützt. Eine liebende, gebildete Gattin, ein gepräfter Freund, ein paar leckere Schüsseln, eine Flasche Firne-Wein und ein Thaler Ueberschuß für den ärmeren Bruder — wer zum Glück des Lebens mehr bedarf, der ist selbst dann zu beklagen, wenn er dieß Mehrere besitzt.

Wünsche verlassen freylich nie auch die glücklichste Menschenbrust. Der Tugendhafteste ist nicht ohne Fehler und der Glückliche nicht ohne Wünsche. Aber Wilhelm gehörte zu den seltenen Lieblingen des Schicksals, die keinen andern Wunsch hegen, als den: daß Alles nur so bleiben möge; die nichts mehr gewinnen,

aber

aber auch nichts verlieren wollen. Der König hatte ihm ein kleines Landgut geschenkt. „Gott, sende dem Könige Frieden!“ rief er oft, „auf daß ich meinen Abschied nehmen, und dort genießen könne, was seine Huld mir gab, und die Liebe verschönert.“ — Die Gegend, hieß es, sey schön, und die Nachbarschaft ringsumher nur von alten Stiftsfähigen Edelleuten bewohnt, die sich nie herablassen würden, das kable Verdienst zu besuchen. Welche herrliche Aussichten! Liebe, Freundschaft, Landleben, und kein Besuch! —

Zwar sind die Rosen auf Hannchens Wangen verblüht, das sanfte Feuer ihres Auges erloschen; aber der glückliche Gatte frohlockt über dieses Kränkeln, und hofft mit Sehnsucht auf ein Pfand treuer Liebe. Entschlummert ist sein Ehrgeiz. Gern nähme er den Lorbeer vom Haupte, um die Wiege eines Sohnes damit zu kränzen.

A 3

Die

Sie war daher eine Marschordre unwillkommener als diese. Mehrere Tage verbarg er die trübe Botschaft seiner jetzt doppelt reizbaren Gattin. Aber bald erspähte der Blick der Liebe seinen Kummer. Schon längst hatte Hannchen vor einer neuen Trennung gezittert; sie wollte sich mit Standhaftigkeit waffnen, und ihm den Muth einsprechen, dessen sie selbst so bedürftig war. Sie verbarg ihre Thränen, und weinte nur in stillen Nächten, wenn Wilhelm neben ihr zu schlafen schien. Weckte ihr Schluchzen den leise Schlummernden, so schob sie die Schuld auf einen bösen Traum.

Fast hätte seine Zärtlichkeit ihn verleitet, jetzt, bey Eröffnung des Feldzugs, den Dienst zu verlassen; aber Hannchen widersetzte sich diesem Opfer. „Man soll nicht spötteln, daß du „in meinen Armen den kriegerischen Muth verloren habest; man soll dich nicht undankbar gegen deinen Fürsten schelten. Ziehe hin — „sey tapfer — aber nicht tollkühn — gedenke „deiner

„deiner Pflicht, deiner Ehre — aber auch des „hülfslosen Geschöpfes, das du noch nicht kennest. Es wird dir an meinem Busen entgegen „sallen, wenn du wiederkehrst. Dann hast du „das Gebot der Ehre erfüllt; dann entgürte „dich, laß unser Kind mit deinem Schwerdte „spielen, und ruhe aus an meinem Busen.“

So verbarg sie ihre Angst hinter erkünsteltem Heldenmuth, doch glückte ihr die Täuschung nur, so lang die Stunde der Trennung noch fern war. Als aber nun der Sonntag der letzten Woche anbrach, und Wilhelms Regiment zum letzten male zur Kirchenparade aufmarschirte, ach! da schwand ihr Muth, und zitternd wie eine Verurtheilte, band sie den Ringkragen um ihres Gatten Hals. Er gieng — auch sie trieb die Angst, und das Bedürfniß zu beten in die Kirche. Unbemerkt hatte sie, während der Predigt, manche Zähre mit dem Finger zerdrückt; aber als der Feldprediger nun anhub feyerlich für das Glück der Waffen zu beten, als

er die um ihn versammelten Krieger einsegnete, und den alten Grenadieren die Thränen an den Schnurrbärten herabträufelten; da verbarg sie ihr Gesicht in den Muff, und dumpfes Schluchzen war ihr Gebet.

O wie innig wiederholte ihr Herz die Worte des Predigers: „laß mich Gott! sie einst Alle wieder hier versammelt sehn! laß mich Keinen vermissen! und in deinem Tempel nur das Jauchzen des Dankes, nicht das Klagen der Wittve, das Wimmern der Waise hören!“

Sie kam erschöpft nach Hause. Ihr Muth war dahin. In zwey Tagen sollte das Regiment ausmarschieren. Stündlich hörte sie unter ihrem Fenster ein lärmendes Geräusch; Troß und Bagage wurden durch die Straße geschleppt, Kanonen rollten dumpf vorüber; Alles lebte, Alles lief durcheinander, während sie weinend vor einem Koffer kniete, die Wäsche ihres Gatten einpackte, Leinwand und Binden zurecht legte,

im

im Fall er verwundet werden sollte, und seinen Bedienten zwanzigmal unterrichtete, wo er Alles schnell finden könne.

Nachdem dieses traurige Geschäft vollbracht war, wankte sie betäubt aus Einem Zimmer in das Andere, und heftete ihr starres Auge bald auf den ideoen Platz, wo Wilhelms Feldbett gestanden hatte, bald auf die leere Stelle an der Wand, wo seine Pistolen zu hängen pflegten. Als der letzte Morgen dämmerte, und Wilhelm sich schon früh von ihrer Seite gestohlen hatte, um den Schmerz der Trennung im Gewähl der Dienstgeschäfte zu ersticken, da warf sie sich in ihren Wagen, und fuhr eine halbe Stunde weit, bis zu einer Mühle, wo sie ihrem Gatten das letzte Lebewohl stammeln wollte.

Eine dicke Staubwolke in der Ferne verkündete die heranziehenden Truppen. Ein Regiment nach dem Andern marschierte an ihr vorüber. Weiber und Kinder drängten sich heulend

A 5

zwei

zwischen die Glieder, hier trug ein weinender Grenadier ein kleines Mädchen auf dem Arm, und die schwangere Mutter gleng schluchzend neben her; dort schleppte ein lustiger Bube seines Vaters Tornister. Hier schüttelte ein Schnurrbart die segnende Hand seiner alten Mutter, und dort lag ein Anderer in den Armen seines Weibes, das sich angstvoll um seinen Hals klammerte, Junge Pursesche, die an nichts hingen, jubelten dazwischen, und schwenkten ihre Hüte mit grünen Zweigen besteckt. Hier und da boten Marktentender ihre Waare feil. Mancher trank um Muth zu gewinnen; und Thränen tröpfelten in das Glas.

Hannchen sah und hörte Alles und nichts. Ihr Herz klopfte, ihr Athem stockte, ihr Auge brannte und war trocken. Starr schaute sie hinab bis zum fernen Thore, aus dem immer neue Truppen hervorquollen. Jetzt schimmerte die wohlbekanntte Uniform von Wilhelms Regiment ihr entgegen. Wilhelm ritt mit gesenktem Haupte

an der Spitze seines Bataillons. Der sonst muthige Saul schlich einen trügen Schritt. Der Zügel war unbemerkt der Hand des Reiters entfallen, und lag auf des Rosses Nacken. Als Wilhelm der Mühle nahe war, sprang er vom Pferde, und Hannchen aus dem Wagen. Er wankte todtenbleich auf sie zu, sie sank neben dem Wagen nieder. Er kniete an ihrer Seite, drückte seine kalten Lippen auf ihre fieberhaft brennenden, ließ die Spuren seiner Thränen auf ihren blassen Wangen, schwang sich hastig auf den Gaul und jagte davon. Hannchen lag betäubt. Als sie zu sich selbst kam, tönte nur noch die ferne Trommel in ihr Ohr. Sie raffte sich auf, und sah im weite entlegenen Thale den letzten Staub sich in die Lüfte wirbeln.

Sie entwich ihren Leuten, wankte in elz Gebüsch, das sich am Mühlenbach hinabzog, kniete dort ins Gras und betete. Sonne, Zweifler, dem wunden Herzen diesen Trost, der gleich dem Harz, aus der Rinde des verletzten Baums

Daumes tritt, und die Wunde, wo nicht heilt, doch gegen Sturm und Regen von aussen verschließt. Wohl dem Menschen, der auf Gebet vertraut! Ruhe und Hoffnung sind die Früchte seines frommen Wahns. Am frühen Morgen, am späten Abend, erquickte sich Hannchen durch diesen Balsam. Er stärkte sie in der schweren Stunde ihrer Niederkunft, und verschonte jede trübe Ahndung von dem Schicksal ihres Gatten.

Ach! nur zu bald war sein Regiment in eigythiges Vorpostengefecht verwickelt worden. Er kämpfte an der Seite seines Freundes, ward umzingelt, sah seine wackern Krieger um sich fallen, und mußte endlich erschöpft der Menge weichen. Er und Fritz wurden gefangen. Von feindlichen Husaren geplündert schleppte man sie ins Lager. Dort wurden sie zwar mit Achtung behandelt, aber eng bewacht, und wenige Tage nachher sandte man sie mit einem Transport Kriegsgefangener, in das Innere von Frankreich.

Zweytes Kapitel.

Das braune Mädchen.

Stummer und Mangel begleitete Wilhelm in die Gefangenschaft. Ihm blieb nur Ein Trost: man trennte ihn nicht von seinem Freunde, dessen Ohr und Herz für jeden Seufzer offen standen, und der das ewige Einerley seiner Klagen mit unermüdeter Geduld anhörte. Oft hatte Fritz ihn vormals einen verliebten Schwärmer gescholten, und ihn mit der Spötterey geneckt: daß der Ehestand sich nur noch an den Kohlenwärme, die die Flamme der Liebe zurückließ, und daß er auch diese nicht selten anblasen müsse, wenn sie zu verglimmen drohen. Aber jetzt mußte er bekennen, daß Amor die Fackel nicht immer auslösche, wenn Hymen die seinige anzündet, denn noch nie hatte Wilhelm mit solcher Innbrunst an seinem Weibe gehangen. Der Blütenstaub der Ersten Begier, der das sanfte Wehen eines ruhigen Besizes nur unsichtbar von Herz

zu Herzen übertrag, ward jetzt, durch den Sturm der Trennung, mächtig wiederum aufgeregt. Er dachte nur sie, er sprach nur von ihr; kein Mangel war ihm süßbar, kein Gegenstand reizte seine Neubegier. Geplündert und von den nöthwendigsten Bedürfnissen entblößt, schrie er dennoch freudig auf, als er in einem Winkel seiner Rocktasche ein kleines Dintensfaß und eine silberne Feder fand, die der Raubgier der Husaren entgangen waren. Nun schrieb er täglich auf der Reise, an jedem Orte, wo der Transport einige Minuten verweilte, wo er nur einen Feldstein fand, der ihm zum Tische dienen konnte. Wenn Andere assen oder schliefen, schweg sein Hunger und wachte sein Herz. Schmerz, Sehnsucht, liebevoller Trost und ferne Hoffnungen, Alles hauchte er mit glühenden Farben auf das Papier, und mit welchem dankbaren Entzücken drückte er dem alten gutherzigen Korporal an seine Brust, der ihm versprach, den Ersten Brief sicher zu besorgen! —

Nach

Nach einer langen und beschwerlichen Reise, gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, einer kleinen Stadt in Genuene. Hier erlaubte man ihnen zwar, auf ihr Ehrenwort, frey herum zu gehn, doch durften sie von dieser Erlaubniß nur einen vorsichtigen Gebrauch machen; denn der gährende Pöbel, der jeden Fremdling als Despotensklaven haßte, glaubte sich berechtigt mit durstiger Wuth den leisesten Vorwand zu ergreifen, um Menschen zu beleidigen, oder gar zu morden, die sich zu Werkzeugen der Unterdrückung verkauft hatten.

Wilhelm und Fritz verließen daher selten am Tage ihre kümmerliche Wohnung. Gewöhnlich schlüpfen sie mit der Morgendämmerung aus der Stadt, streiften durch die blühenden Gefilde, lagerten sich am Ufer der Garonne, und suchten am Mittag die Hütte irgend eines gastfreyen Landmannes, der sie mit Milch, Honig und Früchten bewirthete.

Eines

zerrissener Schürze, indem es, mit geschäftiger Kengstlichkeit, immer zurückschauend, auf die Fremdlinge zusürzte.

„Flieht! Flieht!“ keuchte sie mit ersticker Stimme: „man kömmt — man sucht euch — man wird euch hier finden — ihr seyd des Todes!“

Wie? warum? Was giebt's?

Das Mädchen war erschöpft, es konnte nicht antworten, es deutete nur mit dem Finger auf einen Fußsteig, und als die Fremdlinge noch zögerten, lief es voraus, winkte und faltete bit- tend die Hände. Wilhelm und Fritz folgten ihr endlich, ohne zu wissen warum noch wohin? Ihr schnellfüßiger Wegweiser brachte sie nach einigen Minuten an eine leere Fischerhütte. Hier sank das gute Mädchen ins Gras, und stam- melte: „ich kann nicht mehr!“

Ihr

Ihr voller Busen arbeitete heftig, ihre Wan- ge strotzte von Blut; dennoch hielt sie mit Ge- walt von Zeit zu Zeit den Athem an sich, um nach der Gegend des Dorfes zu horchen, und dann schnappte sie mit verdoppelt schnellen Athem- zügen nach frischer Luft. Die beyden Freunde standen vor ihr, und wußten nicht, was sie aus der unbegreiflichen Erscheinung machen sollten. Sie ließen ihr Zeit sich zu erholen. Fritz fand zufällig vor der Hütte ein hölzernes Gefäß, in dem er Wasser schöpfte und es ihr anbot. Sie trank einige Tropfen, benezte auch ihre Wangen, gleichsam um die Glut zu löschen. Als sie end- lich die Sprache wieder fand, erzählte sie abgebro- chen, und ohne Zusammenhang:

„Böse Menschen haben in der letzten Nacht
den Freyheitsbaum in unserm Dorfe umgehau-
en, — das ganze Dorf ist darüber in Auf-
ruhr — die jungen Bursche haben sich bewaff-
net — sie suchen den Thäter — sie werden
ihn umbringen. Man hat euch seit einigen

W 2

„Wo-

„Wochen immer in dieser Gegend herumzuschleichen
 „sehn, man muthmaßt, daß ihr den Frevel be-
 „gangen —“

„Wir? riefen die beyden Freunde voll Ent-
 „setzen.“

„Ich glaube das nicht“ fuhr das Mäd-
 „chen fort, „Ihr seht aus wie ehrliche Leute —
 „und wäre es auch, so mag ich doch Niemanden
 „umbringen sehn. Mein Phillipp ist auch bey
 „dem Haufen, er hat einen Säbel, er schwört
 „euch zu tödten, ich zittre noch vor seinen gräßli-
 „chen Flüchen — wenn er Blut vergießt, so
 „kann ich ihn nicht mehr lieben. — Diesen
 „Morgen ganz früh, als ich meine Tauben sü-
 „terte, habe ich euch unten am Dorfe vorbeý, und
 „in diesen Busch wandern sehn — und der
 „Kuhhirt hat das auch gesehn, und euch ver-
 „rathen. Nun wollen sie den Busch umzingeln,
 „und nicht eher ruhn, bis sie euch finden. Da
 „bin ich fortgestürzt, unschuldigtes Blut zu retten,
 „und

„und habe meine Schutzheilige gebeten, daß ich
 „mit ihrer Hülfe euch früher antreffen mögte,
 „und sie hat mich gnadenreich erhört! — Eilt!
 „sucht durch Umwege nach der Stadt zu kommen,
 „denn hier seyd ihr nicht sicher. — Ich wollte
 „euch gern begleiten — aber ich kann nicht
 „mehr! —“

„Wenn ihr diesem Fußsteige folget, so bringe
 „er euch auf die Straße von Montauban, dann
 „laßt ihr unser Dorf weit weit linker Hand liegen,
 „und wenn ihr gleich einen Umweg von eini-
 „gen Stunden machen müßt, so könnt ihr doch
 „gegen die Dämmerung noch in der Stadt
 „seyn.“ —

„Aber wir sind unschuldig, sagte
 „Wilhelm.“

„Wir haben euren Freyheitsbaum
 „nicht einmal gesehn, setzte Fritz hinzu.“

„Was kann euch das helfen!“ erwiderte das Mädchen hastig, „man wird euch tod schlagen — ihr seyd Fremdlinge — ihr seyd ja nicht französische Bürger.“ (das sprach sie mit einer Art von Feyerlichkeit) „Niemand wird Rechenschaft von eurem Leben fordern. Fliehet! Fliehet! — hört ihr die Stimme im Busche? — in wenig Minuten ist es zu spät.“ —

Wilhelm und Fritz begriffen freylich wohl, daß hier, trotz aller Unschuld, ihr Leben in Gefahr und keine Zeit zu verlieren sey. Sie dankten ihrer großmüthigen Retterin, und flohen den Fußsteig hinab, den sie ihnen nochmals andeutete. Er führte sie in kurzem auf eine unbekante Landstraße, wo sie Halt machten, um Athem zu schöpfen und die Bemerkung zu bestätigen, welche schon so oft von Reisenden um die Welt und durch die Welt gemacht worden: daß nemlich überall die Weiber höflicher, leutseltiger und menschlicher gegen Fremde sind, als die Männer.

Drittes Kapitel.

Die S ä r g e.

Da das gefährliche Dorf den Flüchtlingen jetzt schon in ziemlicher Entfernung lag, so hielten sie sich für gerettet, ruhten einige Minuten aus, und setzten dann ihren Weg langsam fort, indem sie das brave Mädchen segneten, das, trotz seinem Stolz auf den Titel einer französischen Bürgerin, sie so menschenfreundlich gewarnt hatte. Aber bald wurden sie gewahr, daß die empörte Freyheit, wie eine gereizte Löwin, durch ihr Brüllen die ganze Gegend umher in Schrecken und Bewegung setzte, und daß in unsern Tagen ein abgehauener Freyheitsbaum eben die Wuth erzeuge, die vor ein paar hundert Jahren ein zerstörtes Kreuz, oder vor ein paar tausend Jahren eine abgehauene heilige Etche verursachen mochte.

Als Alcibiades die Hermes - Säulen verstümmelte, tobten die atheniensischen Sassenbuben ge-

rade wie die Neufranken. Links und rechts, vor und hinter den Fliehenden, ertönte der dumpfe Schall der Sturmglocke in allen benachbarten Dörfern. Sie verdoppelten ihre Schritte. Die Straße führte über einem Hügel, sie eilten ihn zu erreichen — ach! da lag unter ihren Füßen ein Dorf, aus dem wildes Jauchzen und Sensesgeklirr ihnen entgegen schallte. Rasch wandten sie um, eilten den Hügel wieder hinab, liefen eine Strecke hinterwärts — und erblickten von ferne einen Staubwirbel, der ihnen die Herannaherung ihrer Verfolger verkündete.

Jetzt sprangen sie über Gräben und Hecken Feldeinwärts, wollten sich bald im hohen Korn, bald hinter einem Heuschaber verstecken, doch hier schreckte sie ein bellender Hund, dort ein schreyendes Kind. Sie verloren den Kopf, liefen der Kreuz und Quer, wateten durch Bäche und Moräste, hörten immer noch das Läuten und Toben von allen Seiten, und kamen endlich,

ohne

ohne es zu wollen, wieder auf die verlassenere Straße.

Jetzt stieg die Gefahr mit jedem Augenblicke. Die Felder rings umher waren mit Auspähern bedeckt, Staubwolken vor ihnen, Staubwolken hinter ihnen, Glockengeläut von jedem Thurm, Menschenstimmen und Hundegeheul.

„Ich kann nicht weiter!“ sagte Wilhelm,
 „Gott schütze Weib und Kind! hier will ich sterben!“

Er sank unter einen Baum. Fritz sammelte seine letzten Kräfte, kletterte auf den Baum und schaute umher.

„Ich sehe ein Landhaus!“ rief er herab,
 „es ist kaum 2000 Schritt entfernt. Es gehöre wem es wolle, der Besitzer wird uns mindestens, vor der Pöbelwuth schützen. Ist er ein gebildeter Mann, so wird er uns den Händ-

B 3

„den

„den der Gerechtigkeit überliefern, aber nicht zu-
 „geben — sollte er uns auch für schuldig hal-
 „ten — daß ein wüthender Haufe gleich Straf-
 „senräubern uns ermorde.“

Er stieg herab. Wilhelm raffte sich auf. Sie eilten das Landhaus zu erreichen. In einem romantischen Thale, durch welches ein Arm der Garonne sich schlängelte, lag, von hohen Pappeln beschattet, eine einsame Wohnung, an deren Nordseite ein dichter Hayn grenzte, der sich bis an das Ufer des Flusses hinabzog. Die Flüchtlinge kamen ungehindert an das durchbrochene eiserne Stacket, welches den Vorhof des Hauses einfaßte, und geschmackvoll mit Blumenvasen verziet war. Sie fanden die Pforte verschlossen und verriegelt. Kühn ergriff Wilhelm einen Feldstein und klopfte laut an das Eisen. Laut gab der Hayn den Ton zurück, aber kein Hund bellte, kein lebendes Wesen rührte sich. Sie riefen, — Niemand antwortete. Das Haus schien öde. Eine Menge zerbrochener Fenster-

scheiben

scheiben bestätigte diese Muthmaßung. Das Stacket war zu hoch um es zu überklettern, das Stacket zu wohl verwahrt um es zu erbrechen. Die Minuten waren kostbar. Wilhelm und Fritz eilten dem jenseitigen Hayn zu, um dort ein sicheres Plätzgen auszuspähen, wo sie den Einbruch der Nacht erwarten könnten.

Auch der Hayn war mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, doch hatte die Zeit hin und wieder Steine ausgebrochen, und die Angst gab ihnen Flügel, denn die Stimmen ihrer Verfolger tönten schon im Thale. Ein dunkles Gebüsch von wuchernden Acacien nahm sie auf. Hier lauschten sie einige Augenblicke, und da der ganze Hayn nur von Vögeln bewohnt und belebt schien; da die Buchfinken und Grasmücken so traulich um sie her hüpfen, als hätten sie nie Menschen gesehn; so wagten es die Flüchtlinge tiefer einzubringen.

Sie sahen bald, daß kleine Wege im englischen Gartengeschmack sich durch den ganzen Hayn

schlan-

schlängelten; aber das Gras, welches häufig durch den Sand hervorsproßte — die hin und wieder vom Sturmwind abgebrochenen und nicht weggeräumten Zweige — schienen abermals zu beweisen, daß seit langer Zeit kein Sterblicher hier gewandelt sey. Muthig wollten daher die beyden Freunde vorwärts schreiten, und wo möglich im Hause selbst von irgend einem oben Winkel Besitz nehmen, als Fritz plötzlich still stand, den ihm voraus eilenden Wilhelm beym Rockzipfel faßte, und mit einer Mischung von Schrecken und Neubegier auf einen felschen Fußtapsen deutete, den ein sehr niedliches Frauenzimmerfüßgen in einen Maulwurfsbaufen gedrückt hatte.

Es war offenbar erst heute oder gestern geschehn, folglich gab es hier Menschen, folglich war das Haus mit den zerbrochenen Fenstern nicht unbewohnt, folglich blieben die Fliehenden in neuer Furcht und Verlegenheit unentschlossen stehen. Trotz ihrer gefahrvollen Lage (denn

war.

warlich! die Stimmen im Thale tönten immer näher herauf) war ihr Gefühl bey Erblickung des Fußtapsens, doch sehr verschieden von dem, was einst Robinson Crusoe bey einer ähnlichen Gelegenheit empfand. Sie konnten sich nicht entbrechen, die niedliche Spur mit Wohlgefallen zu betrachten, und Wilhelm meynte sogar: wenn er nur irgend Hannchen hier vermuthen könnte, so würde er sie für die Urheberin desselben halten. Die Furcht machte auf einem Augenblick sanfteren Regungen Platz. So ist dem Wanderer zu Muth, der, von düsterer Nacht umgeben, plötzlich in der Ferne ein freundliches Licht erblickt.

Wie mächtig wirkt ein Zoll mehr oder weniger auf die Sinne der Menschen, durch diese auf die Einbildungskraft, und so weiter auf die Vernunft. Hätte die Spur den ganzen Maulwurfsbaufen bedeckt, so würde sich nicht die Idee von Schönheit, und mit dieser die Idee von harmloser Güte, zu den Vorstellungen der

Flücht-

Flüchtlinge gefeßt haben; zagend hätten sie vielleicht den Rückweg über die Mauer gesucht. Aber ein Geschöpf, das mit solchen Füßen hiet herumwandelte, schien ihnen so wenig fürchterlich, daß sie eher wünschten es anzutreffen als zu vermeiden.

Nur mit etwas mehr Langsamkeit und Vorsicht verfolgten sie jetzt den Schlangenweg, der sie dem Ufer des Flusses zu nähern schien. Hier von überzeugte sie bald das Murmeln seiner Wellen, und nachdem sie sich auf einem schmalen Fußpfad, einen sanften Abhang hinunter, durch dichtes Gesträuch durchgewunden hatten, konnten sie links und rechts einen Theil der Wasserfläche überschauen. Da fiel ihnen eine kleine Insel in die Augen, auf welcher eine künstlich emporgethürmte Felsengrotte durch Thränenweiden schimmerte, die ihre Kronen gegen den Fluß neigten. Eine kleine herabgelassene Zugbrücke führte zu der Insel.

Dies heimlich gelegene Plätzgen schien ihnen ein sicherer Zufluchtsort, und sie verdoppelten ihre Schritte um die kleine Zugbrücke zu erreichen. Leise schlichen sie hindüber und zogen sie hinter sich auf. Eben so leise, und mit einiger Beklommenheit näherten sie sich dem Eingang der Grotte. Erst war einige Schritte voraus, weil Wilhelm noch mit dem Anketten der Brücke beschäftigt war. Jetzt, da Wilhelm eilig folgen wollte, sah er seinen Freund plötzlich umkehren, sein Antlitz erblaffen, seine Kniee beben. Er legte den Finger der linken Hand auf den Mund, und winkte seinem Gefährten mit der Rechten, indem er ihm durch Geberden andeutete, er solle leise näher treten.

Wilhelm that es, und warf einen unruhigen Blick in die Grotte, die durch eine Spalte von oben ihr Licht empfing. — Zwcy Särge standen nebeneinander, schwarz bekleidet und schmucklos. Ueber einem der Särge lag eine weibliche Gestalt in tiefer Trauer, mit abgewand-

tem

tem Gesicht, den Kopf in die Hand gestützt. Sie schien zu schlummern, oder in Schmerz verlohren — man hörte sie nicht athmen.

Tief erschüttert standen die beyden Freunde ohne sich zu regen, und sprachen nur durch zweifelhafte Blicke mit einander. Lange harrten sie, ob die Geistergestalt sich nicht wenden werde; da aber auch nicht die mindeste Bewegung ein Leben in ihr verrieth; da sogar ein kleiner Käfer an ihrem schneeweissen Halse kroch, ohne daß sie es zu bemerken schien, so fieng Fritz an zu muthmaßen, sie sey in Ohnmacht versunken, und wagte es, einen Schritt näher zu treten. Sein Fuß berührte einige dürre Blätter, — es raschelte — die Gestalt fuhr in die Höhe! — Ha! welch ein holdes Geschöpf! dem nichts zum Engel mangelte, als Furchtlosigkeit.

In welchem Himmel, welchem Sonnenlichte,

In welcher Hektern, milden Himmelsflur

War

War wohl zu diesem reizenden Gesichte
Das Muster für die bildende Natur!

Blas wie eine Lilie, von langem, schwarzem Haar umflossen, ein Auge wie der Abendstern, von lichthem Gewölke umzogen, ein nachlässig verhüllter Busen, dessen blendende Weiße das schwarze Gewand noch mehr erhob, ein schlanker Grazenwuchs, eine Hand die geschaffen schien, die Thränen der Liebe zu trocknen, und ein Fuß — den die Mücklinge, eingedenk der Spur im Hays, leicht wieder erkannten — so stand die holde Fremde vor ihnen in der Ersten Morgenröthe ihrer Schönheit. — Härte dieser volle Busen sich nicht ängstlich gehoben — Härte diese schöne Hand nicht gezittert — ja sie wären vor ihr niedergesunken als vor einem überirdischen Wesen. Fritz stand sprachlos, und verschlang mit seinen Augen die Geistergestalt. Wilhelm suchte Worte und fand nur Sylben. Die Fremde brach zuerst das Schweigen;

„Wer seyd ihr? — was wollt ihr? —
 „warum seyd ihr in dieß Heiligthum meiner
 „Schmerzen gedrungen? — wollt ihr mir auch
 „noch diese theuren Ueberreste rauben?“

Hey diesen Worten warf sie heftig den Deckel von dem Einen Sarge, und ließ den Leichnam eines Greises sehen, dessen Kopf vom Rumpfe getrennt war. Dieser erschütternde Anblick verursachte eine lange Pause, in welcher das Mädchen mit gefalteten Händen auf den Leichnam herabsah und sanft schluchzte. — Fritz konnte nicht reden, und wollte auch nicht. Wilhelm sammelte sich so gut er konnte, und hub an mit einschmelzender Stimme zu erzählen, welcher Zufall sie hieher gebracht. Er bat um eine Freystatt für einige Stunden, um ihren Verfolgern zu enttrinnen. Das immer näher und näher heraufschallende Geräusch, bezeugte die Wahrheit seiner Aussage.

So wie Wilhelm sprach und bat, befestete des Mädchens Aufmerksamkeit sich wider Willen
 auf

auf seine Gestalt und Rede. Als er vollendet hatte, schweifte ihr Blick unschlüssig zwischen ihm und seinem Gefährten. — Sie schwieg noch, da donnerte ein wilder Haufe an der fernnen eisernen Pforte, und ein Anderer ließ sich nahe an der Mauer hören.

„Was kann ich für euch thun? sprach sie
 „sanft: wo kann ich euch verbergen? — jeder
 „Schlusswinkel dieses Haynes ist jenen Unmenschen bekannt — aus dem Verborgnensten zeigen sie meinen alten Vater hervor, und ermorden ihn grausam!“ — Sie brach in Thränen aus, und schlen aufs Neue nur mit ihrem Schmerz beschäftigt, bis ein verdoppeltes Geräusch an der Pforte einen gewaltsamen Einbruch vertieht.

Sie kommen! sagte Wilhelm. Fritz schlen es nicht zu hören. Sie kommen! wiederholte das Mädchen mit Aengstlichkeit. „Es ist zu spät euch in die öde Wohnung zu führen —
 C 2
 „dort

„dort würdet ihr — aber nein, es ist zu spät — das Gesindel schweift schon im Garten umher — flieht! flieht! ich kann euch nicht ermorden sehn —!“

Schon drangen die Wütenden in hellen Haufen durch den Garten. Den Verfolgten blieb nichts übrig als in den Fluß zu springen, aber der Fluß war tief und schwimmen konnten sie nicht. — „Hal“ rief Wilhelm aus: welchen nichtswürdigen Tod hat das Schicksal mir beschieden!“ — Fritz sprach nicht. Er sah nur auf das Mädchen und schien süßlos.

Die schöne Traurende gieng auf und nieder — rang die Hände — sah mitleidig auf die Fremdlinge, und schien mit einem Gedanken zu kämpfen, den sie bald unwillig verwarf, bald menschenfreundlich hegte. Wilhelm las in ihrer Seele, er warf sich ihr zu Füßen; „wenn diese Engelgestalt Menschenliebe birgt, so retten sie einen Unglücklichen, der hüßlose Geschöpfe in seinem Vaterlande zurück ließ!“ —

Menschenliebe? murmelte das Mädchen: ach! mir ward sie versagt!

Pflötzlich füllte sich der ganze Hayn mit Stimmen; von allen Seiten tönte das Brüllen der Wuth. Es rauschte wie ein Sturm durch den Busch, die Vögel flogen schüchtern umher. — Schor war der Fußsteig entdeckt, der zu der Grotte führte, schon zeigten sich Männer an der Brücke und jauchzten ihren entfernteren Gefährten zu, und hanteten mit ihren Sensen in die Kette. Da überflog eine Glut des schönen Mädgens Wange, der sanfte Schimmer ihres Auges loberte zur Flamme empor. Sie warf sich über den Sarg — die Angst ließ ihr Kräfte — sie hob den Leichnam heraus, und legte ihn auf die Moosbank.

„Fremdling, verbirg dich hier, sagte sie zu Wilhelm, indem sie auf den Sarg deutete. Wilhelm sprang hinein, und in Einem Nu lag der Deckel über ihm. Jetzt öffnete sie auch den

zweyten Sarg. Er war leer. Sie machte Frisen ein Zeichen, das sie dreyimal wiederholen mußte, ehe er es verstand. Endlich warf auch er sich in den Sarg, aber mit einer Art, als ob er nur ihrem Befehle gehorchte. Zuschlug der Deckel über ihm, und in diesem Augenblicke donnerten auch schon die Fußstritte der Verfolger auf der kleinen Brücke.

Das Mädchen warf sich zwischen den Särgen nieder, bedeckte sie links und rechts mit ausgebreiteten Armen, und erwartete in dieser Stellung den herein dringenden Haufen. — Er kam. — Männer mit Sensen, Sicheln, Keulen und Flinten bewaffnet umgaben den Eingang der Grotte — aber plötzlich standen die Vordersten wie vom Donner gerührt, und hielten die Hintersten auf, die mit offenen Mäulern über ihre Schultern gafften.

„Was wollt ihr?“ rief das Mädchen ihnen mit fester Stimme zu: „ist es noch nicht genug
„daß

„daß ihr meinen Vater ermordet habt? wollt ihr
„auch mir ein lästiges Daseyn rauben? — o so
„seyd willkommen! — Herein! herein! sächt
„eure Waffen mit dem Blute einer unschuldigen
„Waise! Ermordet mich hier auf den Gräbern
„meiner Eltern!“

Die Bauern sahen einander zweifelhaft an. Der Kontrast, den die Leiche, die Schönheit des Mädchens, und die getäuschte Erwartung mit einander machten, wirkte mächtig auf die rohen Söhne der Natur. Das wilde Gebrüll hatte einer Tobtenstille Platz gemacht. „Komm, Bruder!“ hub endlich Einer an: „hier sind sie
„nicht.“

„Die Jungfer kann ruhig seyn“ sagte ein Anderer: „sie soll uns nur berichten, wohin die
„Bösewichter geflohen sind?“

„Von wem sprecht ihr?“ versetzte das Mädchen: „seit jener Greiß unter euren Streichen

„fiel, hat kein menschlicher Fuß meine Ehre
 „betreten. — Wollt Ihr spotten? — wollt
 „Ihr euch an dem Anblick des Ermordeten wei-
 „den? — Tretet näher! seht wie ruhig er lä-
 „chelt — er hat seinen Mörder verziehen. —
 „Kommt herein! wagt es diese kalte Hand
 „zu fassen, deren Segen ihr mir entzogen
 „habt.“

Im Bey diesen Worten ergrieff sie die Hand der
 Leiche, und hob sie hoch empor. Die Bauern
 erschrakten und wichen zurück. Die Hintersten
 verloren sich — der Haufe wurde immer lichter —
 die Lehsten entfernten sich schüchtern. Hier
 sind sie nicht! scholl es über der Brücke.
 Hier sind sie nicht! scholl es im Hayne.
 Das Gelöse verlor sich immer mehr und mehr
 in die Ferne, und ehe eine Viertelstunde verstrich,
 hatten die Vögel von ihren Nestern, und das
 traurende Schwelgen von dieser Einsamkeit wie-
 der Besitz genommen.

Viertes Kapitel.

Das Gewölbe.

Sollte es muthwilligen Lesern einfallen, über
 die junge, reizende Dame in Trauer zu spotten,
 die Kopf und Rumpf ihres beweinten Vaters aus
 dem Sarge nimmt, um einen schönen Jüngling
 dafür hineinzulegen; so erinnere man sich der
 Witwe zu Ephesus, die ihren entfesselten Gät-
 ten, aus viel zweydeutigern Ursachen an den Gal-
 gen hängen ließ.

Wabet — denn es ist Zeit den Namen des
 holden Schutzengels zu verrathen — Wabet war
 die Tochter eines Edelmanns, der das Unglück
 hatte, reich und ein ehrlicher Mann zu seyn,
 und der folglich den damaligen Machthabern
 im Wege stand. Man wußte sich seiner bald
 auf die gewöhnliche Art zu entledigen, das heißt:
 man verschrie ihn als einen Aristocraten; man
 ächtete ihn, und der allezeit fertige Pöbel über-
 nahm

nahm die Execution des Bannfluchs. Zwey seiner Söhne wurden erschlagen. Der dritte floh, wie die Rede gieng, nach America, und half dem jungen La Fayette weinen.

Der Greis selbst wählte von allen seinen Gütern den unschelnbarsten Wohnort, und glaubte, durch freywillige Eingezogenheit, sich der Verfolgung zu entziehen — aber vergebens! — die Partheywuth spürte ihm nach bis in die harmlose Hütte, riß ihn aus den Armen seiner einzigen Tochter, und schleppte ihn auf das Schaffot.

Die sechszehnjährige Babet war im Kloster erzogen, und erst seit einigen Monaten, als der Bürgengel, Freyhelt genant, auch jene heiligen Kerker sprengte, wieder in den Schoos ihrer Familie zurückgekehrt. So lange sie hinter den Klostermauern haufte, hatte sie, außer einem alten blinden Gärtner, nie Mannspersonen gesehn, und außer einer Cypresse, nie et-

was geliebt. Als sie ihren wackern Vater und ihre raschen Brüder kennen lernte, hlang sie mit ganzer Seele an ihren Verwandten, deren Denckungsart auch die ihrige wurde; denn Frauenzimmer bilden sich selten durch sich selbst, sondern immer nur durch Umgang. Sie liebten gewöhnlich treu; geschieht es aber dennoch, daß sie ihre Neigungen wechseln, so wechseln sie auch ihre Grundsätze.

Babet war eine erklärte Royalistin. Der Tod ihres Vaters und ihrer Brüder, hatte sie in den Ersten Tagen wahnsinnig gemacht, und noch jetzt grenzte ihr Schmerz, durch Einsamkeit und fürchterliche Gegenstände genährt, an Wahnsinn; denn sie sprach nur mit der Leiche ihres Vaters, schlief nur auf der Moosbank in der Grotte, aß nur einige Früchte, die die herabhängenden Zweige der Bäume ihr zufällig darboten; überschritt nie die Grenze des düstern Haynes; war verlassen von den hundert Augendienern ihrer ehemaligen Wohlhabenheit, und stieß auch die

We.

Benigen noch zurück, die Gefahr und Armuth mit ihr theilen wollten.

Ihre exaltirte Einbildungskraft hatte ihr eine fixe Idee auf die Seele gewälzt, von der sie sich weder losmachen konnte, noch wollte. Sie war nehmlich durch einen Traum, fest überredet worden, daß am nächsten Geburtstage ihres Vaters, der in einigen Wochen einfiel, ein Blitzstrahl sie mit ihm und ihren Brüdern wieder vereinigen werde; weshalb auch ein leerer Sarg bereit stand, sie aufzunehmen. Dieser innerthätliche Glaube machte sie gleichgültig gegen Alles was um sie her vorgieng. Sie lächelte, wenn man sie zu zerstreuen suchte, und zuckte mitleidig die Achseln, wenn man ihr rieth, die Trümmer ihres Vermögens zu sammeln, die in mehreren Provinzen noch immer der Plünderung Preis gegeben waren.

In dieser Gemüthsverfassung fanden sie die beyden Freunde, bey deren Anblick die Na-

tur zum Erstenmale wieder ihre Rechte behauptete, und sie mit neuen sanften Banden an das Leben fesselte. Einem Mädgen, das bis jetzt von Gott und Welt verlassen schien; das keinen Verwandten, keinen Freund hatte, zu dem es fliehen könnte; einem solchen hilflosen isolirten Geschöpfe mußte natürlich der Augenblick, in welchem es zwey biedern Jünglingen das Leben rettete, selbst ein neues Daseyn geben; indem Wabet die Särge öffnete, mußte es ihr vorkommen, als stiegen ihre Brüder heraus. Sie war nicht mehr ohne Schutz — sie hatte sich mit Gefahr ihres Lebens — vielleicht ihrer Ehre — zwey dankbare Beschützer erkaufte.

Da lagen die Jünglinge zu ihren Füßen; drückten glühende Küsse auf ihre Hände, und stammelten süße Worte des Dankes. Ein neues behagliches Gefühl durchströmte den Busen, den bis jetzt nur Seufzer hoben. Sie sah mit Wohlgefallen auf ihre Geschöpfe herab; sie wünschte das Werk ihrer Rettung zu vollenden; vergaß

die

die Felche ihres Vaters, und vergaß, sich Vorwürfe über diese Vergessenheit zu machen.

„Folgt mir!“ sprach sie: „eure und meine Henker könnten es bereuen, vom Gefühl der Menschlichkeit überrascht worden zu seyn — sie könnten plötzlich umkehren. Folgt mir in das zerstückte Haus. Ich will euch in ein Gewölbe führen, das meinem Vater Wochen lang zur sichern Freystatt diente. Ach! er würde noch leben, wenn er es nie verlassen hätte!“ —

Babet trat aus der Grotte. Frig und Wilhelm folgten ihr, der Erste wie ein Trunkener; der Letzte hatte seine völlige Besonnenheit wieder erlangt. Sanft und gefällig sprach er mit der schönen Führerin, indessen sie hastig vor ihnen her wandelte, und wußte seinen Worten so manche feine, ungesuchte Bemerkung über ihre Gestalt und wohlthätige Güte einzumischen, daß Babet nach und nach, aus dem Umana mit stummen Geistesern, herab unter freundliche Menschen gezogen

gen wurde. Sie hatte wieder so viel Besinnung, jede offene Stelle ihres Gartens zu vermeiden, und immer nur zwischen Lauben, Gängen und hohen Hecken zu schleichen, bis sie ihre Gäste durch manchen Umweg an ein Hinterpfortchen der obden Wohnung brachte.

Hier stiegen sie eine Wendeltreppe hinauf, glengen durch einen kleinen Vorsaal, und traten in eine Küche, wo ein betagter Knecht und ein junges Dienstmädchen zitternd auf den Knien lagen, und alle Hellsge um Hülfe anriefen. Als der wütende Haufe in den Garten drang, glaubten sie, man wollte auch den letzten schwachen Sproßling des alten Stammes vernichten, und hatten ihre Gebieterin verlohren gegeben. Als sie jetzt Fußtritte auf der Wendeltreppe hörten, wädhnten sie, auch ihre Todesstunde sey vorhanden, und verrichteten eben ihr letztes Stoßgebet. Bey Babets Anblick verwandelte sich ihre Angst in ein unsinniges Entzücken. Sie sprangen auf, tanzten und sangen um sie her, und

und es währte lange, ehe man dem Knechte begreiflich machen konnte, daß er den Schlüssel zu dem unterirdischen Gewölbe herbey schaffen solle. Er lief geschäftig — suchte diesen Schlüssel im ganzen Hause vom Boden bis zum Keller, und fand ihn endlich — in seiner eigenen Tasche.

Jetzt führte Babet die Fremdlinge in das ehemalige Kabinet ihres Vaters. Hier ergriff sie eine brennende Lampe, öffnete eine verborgene Tapetenthür, und stieg eine kleine schmale Treppe hinab, die sie durch manche Krümmung in einen weiten Keller führte. Sie suchte und fand ein Eisen, das der Zufall in einen Winkel geworfen zu haben schien. Sie übergab es Wilhelm, und bat ihn, indem sie eine Stelle der Mauer beleuchtete, hier die festlich eingesetzten und nur verloren befestigten Ziegelsteine auszubrechen.

Er that es. Eine eiserne Thür wurde sichtbar, so klein, daß kaum ein Mensch hindurch schlü-

schlüpfen konnte. Babet drückte an einer verborgenen Feder — die Thür sprang auf, und sie krochen in ein geräumiges Gewölbe, welches zur Nothdurft mit Möbeln, mit einem Strohlager und Matratze versehen war.

„Hier haltet euch still und ruhig,“ sagte Babet, „bis die Nacht hereinbricht. Ich werde indessen hinausgehen auf die Straße und Kundschaft einziehen. Wenn Alles sicher ist, komme ich selbst euch zu befreien. — Mein Knecht soll indessen Brod und Früchte euch zur Erquickung bringen; sonst habe ich nichts — die Raubgierigen haben mir Alles genommen! — Setzt dann die Steine locker in die Mauer, schlagt die eiserne Thür zu, und schlummert ruhig bis ich euch wecke.“

Sie verschwand. Einige Minuten nachher brachte der alte Antoine Licht und die versprochenen Früchte. Die beyden Freunde blieben allein, Fritz sank auf das Strohlager und verbarg sein

Gesicht, indessen Wilhelm sich schweigend beschäftigte, die täuschende Mauer wieder in Ordnung zu bringen.

Fünftes Kapitel.

D e r S c h a t z.

Wenn Amor seiner Mutter eine Hand voll Flachs raubt, um einen Liebesfaden daraus zu spinnen, so kümmt sehr viel darauf an, in welchem Augenblicke der Schalk den Flachs um den bezauberten Spinnrocken legt; denn vom Ersten Zupsen und Zerren hängt es ab, ob der Faden in der Folge rauh oder glatt, fein oder grob werden soll.

Ohne Allegorie: es ist für ein Frauenzimmer, das einem Menschen gefallen will, den es zum Erstenmale sieht, höchst wichtig, eine Situation zu wählen, und ungezwungen herbey zu führen, die die weiblichen Reize im verführerischsten

sten Lichte zeige. Das gilt sowohl von Reizen des Körpers als der Seele. Man führe einen Fremdling in die Wohnung einer Huldgöttin, man zeige sie ihm in dem Augenblicke, da sie ihrer Zose eine Ohrseige giebt — man lasse ihn dann in die Hütte einer sanften Sterblichen treten, die wenn ihr wollt, auch einige Pockennarben oder Sommerprossen haben mag, aber eben beschäftigt ist, einen dürftigen Greis zu laben, oder nackende Waisen zu kleiden — wahrlich! die Sterbliche wird über die Göttin triumphiren!

Nach dieser alltäglichen Bemerkung (denn leider läßt sich nichts Neues mehr in der Welt sagen, und selbst Kant erfindet, beym Licht besehen, oft nur neue Worte) wird der Leser es sehr natürlich finden, daß Frithens Herz, aus dem noch kein Mädchenauge einen Funken geschlagen hatte, plötzlich in vollen Flammen stand.

Man bedenke, wie vieles zusammentraf, um die Wirkung von Dabets jugendlicher Schön-

heit zu erhöhen. Die Geistesverwirrung, mit welcher Fritz vor dem Eingang der Grotte trat, und in welcher Babet ihm, wie ein Stern in finsterner Nacht erschien, da sie vielleicht, in einer ruhigeren Lage seinen unbefangenen Blicken nur wie ein Licht am Tage geschimmert haben würde; — ferner, der Jammer, in dem sie versunken lag; die Hülflosigkeit, die bey Jugend und Schönheit immer doppelt rührt; und endlich die Großmuth, mit der sie für die Rettung zweyer Fremdlinge so viel wagte, das romantische Mittel, dessen sie sich bediente, und das, in einem so kritischen Augenblicke, nur einem Frauenzimmer befallen konnte — wahrlich! ihr Auge hätte nur halb so feurig, ihr Busen nur halb so voll und weiß, und die Spur auf dem Mantelvorhangen um die Hälfte größer seyn mögen; Fritz — den nicht, wie seinen Freund, die Agide der ehelichen Liebe schützte — würde drum nicht minder tief verwundet worden seyn.

Da lag er auf seiner Strohmatte, und schloß die Augen, um keinem fragenden Blicke seines Gefähr-

ten zu begegnen. Nicht als ob er dem Busenfreunde etwas verschweigen wollte, sondern weil er noch selbst nicht wußte, wie ihm geschehen war, oder was er ihm anvertrauen solle. Daß etwas besonders mit ihm vorgegangen sey, mußte er sich freylich gestehn, aber es war ihm zu Muth wie einem Blinden, der, vom Staare operirt, die Augen noch nicht zu öffnen wagt, und lieber noch einige Zeit in freywilliger Dunkelheit zubringt.

Wilhelm stand vor ihm, und sah mit einem, über sein Gesicht sanft hingleitenden Lächeln auf den Kranken herab. Endlich brach er das geheimnißvolle Schweigen, mit den Worten: „das Abenteuer hat dich sehr angegriffen?“

Fritz. Sehr.

Wilhelm. Das Mädchen gefällt dir?

Fritz. (mit einem bitteren Lächeln) Gefällt mir?

Wilhelm. So gefiel dir noch keine?

Fritz. Noch keine.

Wilhelm. Warum verschließt du die Augen?

Fritz. Weil sie fort ist.

Wilhelm. (nach einer Pause) Ich fürchte du bist verliebt.

Fritz. (indem er sich abwendet) Guter Wilhelm! laß mich zufrieden.

Wilhelm, der wohl wusste, daß es Augenblicke giebt, in welchen man lieber Nadelstiche duldet, als überlästige Fragen — weil man jene allenfalls stolz ertragen kann, auf diese aber doch antworten muß — zog sich gefällig zurück, und suchte indessen einen Zeitvertreib gegen eigene Grillen, die in einem Kerker immer am freyesten ihr Wesen treiben. Er gleng auf und nieder, pffif, sang, besah die wenigen Mö-

Möbeln, und machte Bekanntschaft mit den Einwohnern, die aus Kröten und Kellerwürmern bestanden.

Endlich, da er eben einen verrosteten Nagel gefunden hatte, wandelte ihn aus Langerweile die Lust an, die in Posthäusern und Gefängnissen so natürlich zu seyn scheint, seinen Namen auf die Mauer zu kratzeln. Er schweifste zu diesem Behuf mit seinen Blicken am Gewölbe umher, und suchte sich den größten und schönsten Quaderstein aus, der sich auch durch eine mehr ins weißgraue spielende Farbe unterschied. Er trug einen hohen schweren Sessel aus den Zeiten Heinrichs des IVten an die Stelle, und mit der Lampe, die seinen träumenden Gefährten doch jetzt überflüssig war, in der linken Hand, und dem verrosteten Nagel in der Rechten, stieg er auf das Gerüst, um seinen Namen in dieser Unterwelt zu verewigen.

Aber wie erstaunte er nicht, als er die Lampe hoch hielt, und bereits eine Schrift in den ge-

wählten Stein eingegraben fand. Es war deutlich, daß man ihn vorher zu diesem Behuf abgeschabt, und ihm eben dadurch eine hellere Farbe gegeben hatte, wodurch er mehr als die übrigen in die Augen fiel. Die Züge waren ungleich und nicht überall leserlich, indessen brachte Wilhelm: mit einigcr Anstrengung, doch folgendes heraus:

Geliebte Babet! wenn deine Unschuld keine andere Freystatt mehr findet, als diese; wenn man dir Alles geraubt hat; so wirst du unter jenem Strohlager Beweise finden, daß dein Vater die Sorge um dich auch in seinen trübsten Stunden nicht vergaß.

Wilhelm theilte Fritzken auf der Stelle seine Entdeckung mit, aber Fritz achtete nicht darauf. — „Hörst du nicht?“ rief Wilhelm: „steh auf! unter diesem Stroh liegt wahrscheinlich ein Schatz verborgen.“

„Was soll uns der Schatz?“ murmelte Fritz und rührte sich nicht.

„Aber er gehört unserm Schutzengel! unserer großmüthigen Erretterin!“

Wilhelm hatte noch nicht vollendet, als Fritz schon längst auf den Beinen war, und eifrig das Stroh durchwühlte. Sie fanden eine Stelle, wo das Erdreich locker schien; sie bedienten sich ihrer Nägel, um es aufzukrahen, und zogen in wenig Minuten ein Schmuckkästgen hervor, das mit Kostbarkeiten angefüllt war. Entzückt über den Zufall, der sie in den Stand setzte, ihrer großmüthigen Wirthin einen Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben, erwarteten sie mit verdoppelter Ungeduld die hereinbrechende Nacht. Fast mehr noch als die Kleinodien, schien Fritz die Entdeckung des Namens Babet zu erfreuen, denn er that nichts anders, als daß er diesen wohlklingenden Namen, bald laut, bald leise, in järtlichen und schmelzenden Tönen wiederholte.

Sechstes Kapitel.
Die Schwärmerin.

Um Mitternacht näherte sich, sanft rauschend wie ein guter Geist, die holde Gestalt ihrer Beschützerin. Ein leiser Druck berührte die Feder, die eiserne Thür sprang auf, Babet schwebte herein. — „Ihr seyd noch nicht sicher,“ flüßelte sie: „die Gegend umher wimmelt von trunkenen, blutgierigen Mördern. „Ihr müßt hier verweilen bis zur künftigen Nacht, wo wahrscheinlich, des langen, vergeblichen Suchens müde, jeder Bauer zu seinem Heerd zurück gekehrt seyn wird. Freylich werdet ihr indessen Mangel leiden, denn ich habe nichts, womit ich euch bewirtheten könnte. Armuth und guter Wille heischen eure Gnügsamkeit.“ — Bey diesen Worten legte sie einige Eyer auf den Tisch, und ein Stück schwarzes Brod.

„Zwey Hünen,“ sagte sie mit einem bittern, wehmüthigen Lächeln: „zwey Hünen sind, Gott weiß

weiß wie, dem allgemeinen Morden und Plündern entwischt. O! vormals wimmelte unser Hof lustig von Federvieh, ich fütterte es so gern — jetzt habe ich nichts mehr um meine treuen Hünen zu füttern — aber sie leben doch, und schlachten konnt' ich sie nicht. Nehmt vorlieb mit den Eiern; — es that mir schon weh ihnen diese zu rauben.“

„Wie glücklich,“ sagte Wilhelm, mit gutmüthiger Aufopferung seines eigenen zufälligen Verdienstes, „wie glücklich ist mein Freund, daß er diese wohlthätige Güte vergelten kann. Er hat, indeß ich schlummerte, einen Schatz gesunden, der Sie, schöne Babet, in eine bequeme Lage versetzen wird.“

Fritz stand neben ihm und überreichte ihr zitternd das Kästgen. Babet sah mit zweifelhaftem Staunen, bald auf ihre Gäste, bald auf das wohlbekannte Kästgen, dessen Erscheinung in fremden Händen, so wie die Erwähnung ihres Namens

Namens in einem fremden Munde, ihr gleich räthselhaft waren. Wilhelm ergriß die Lampe führte sie zu dem Steine, bestieg den Sessel, und las das Testament ihres Vaters.

Kaum hatte das gute Mädchen diese ehrwürdige Handschrift erkannt; kaum hatte sie das Erste Wort: Geliebte Dabet! gehört; als sie auf ihre Kniee sank, in Thränen ausbrach, und ihre Hände zu dem kalten Stein empor hob. Als eine Reliquie empfing sie nun das Schmuckkästgen, und drückte es mit Ehrfurcht an ihre Lippen. „Guter Vater!“ rief sie, „du weißt, daß ich dessen nicht mehr bedarf.“

Hierauf wandte sie sich an die beyden Freunde: „Ihr habt so viel von Dankbarkeit gesprochen. Hab' ich wirklich Dank um euch verdient, o steht es jetzt in eurer Macht, mir zu vergelten.“

Neben Sie, sagte Wilhelm, und seines Freundes Auge glühte vor Begier; deutlich war

darinn zu lesen, daß er hoffte, es werde wenigstens sein Leben gelten.

„Ihr werdet in euer Vaterland zurückkehren,“ fuhr Dabet fort, dort ist es euch vergönnt, „Erkundigung von dem Chevalier Belloy einzunehmen. Er floh nach America — vielleicht lebt er noch! —“ Sie sagte das mit so inniger Wärme; ihr Blick gen Himmel schien ein so feuriges Gebet um das Leben dieses Chevaliers, daß Fritz plötzlich sehr unruhig wurde. Doch das holde Geschöpf riß ihn bald herab von dieser Fölkter, indem es mit schmelzender Nahrung hinzusetzte: „mein Bruder! — jetzt mein einziger Bruder! — ihm gehören diese Kleinodien; ihm dienen sie vielleicht, den Glanz seines Hauses einst wieder herzustellen; für ihn gebe ich sie in eure Verwahrung. Laßt kein Mittel unversucht, seinen Aufenthalt zu entdecken; versprecht mir das — schwört mir!“ —

Sie reichte beyden die Hand, um gleichsam ihren Schwur zu empfangen. Wilhelm drückte die dargebotene Hand mit Festigkeit; aber seinem Freunde verging Hören und Sehen als ihre Fingerspitzen ihn berührten. Er zitterte und stammelte. Wäre Dabet eitel oder mißtrauisch gewesen, so hätte sie ihn entweder für ihren Liebhaber erkannt, oder für einen Spitzbuben gehalten. — Sie redete unbesangen weiter:

„Ist alle Mühe und Fleiß vergebens —
 „ist mein Philipp auch schon voran gegangen, —
 „dann schenke ich euch dieses Kästgen. Thelt
 „seinen Inhalt, seyd wohlthätig und gedenkt
 „meiner.“

Als Wilhelm sah, daß sie schwieg, und den Thränenschweren Blick an den Boden hestete, da nahm er sich die Freyheit ihr vorzustellen, daß sie selbst noch sehr jung sey, und der Hülfe mehr bedürftig als ein Bruder, der überall in fremden Kriegsdiensten sein Unterkommen finden werde.

Er

Er bat sie, einen Blick um sich her auf ihre zerstörte Wohnung zu werfen; er erinnerte sie an die Klagen über Mangel, die noch vor wenig Augenblicken ihrem schönen Munde entschlüpfet waren, und rath ihr, ein Land zu fliehen, wo man wohl ungestraft ein Bösewicht, aber kein Edelmann seyn dürfe. „Eine solche Flucht,“ setzte er hinzu, „ist schwer, und ohne Geld fast „unmöglich.“

Dabet hatte ihn schweigend und lächelnd angehört. „Ja!“ sagte sie mit Schwärmerey im Blicke, „ich werde fliehen! — nicht fliehen — im Triumph davon eilen! — und „das ist so leicht — so möglich — auch ohne „Geld. — Ihr wißt nicht“ fuhr sie mit heimlichem Schauer fort, indem ihr Auge freudig glänzte: „noch zehn Tage — dann bin ich bey „meinem Vater!“ — Mit andächtiger Zuversicht sah sie gen Himmel.

Wilhelm fragte beschelden: ob sie krank sey? weil sie sich dem Tode so nahe fühle.

„O nein!“

„O nein!“ antwortete sie: „Gott ist sehr gnädig gegen mich, er nimmt mich ohne Krankheit aus der Welt.“ — (leise und vertraulich) „In zehn Tagen wird gegen Abend ein schweres Gewitter kommen — die bösen Menschen rings umher werden zittern, und ich werde mich freuen! — Dann wird der Blitz in den Thurm fahren, der dort am Wasser steht, und ich darf mich nur unten an den Thurm stellen und meine Arme ausbreiten. Da fährt ein guter Engel in der Wetterwolke herab, und trägt mich vor Gottes Thron — und ich sehe verklärt die Meinigen wieder!“

Sie gerieth bey dieser Erzählung in schwärmerische Verzückung, und schien selbst sich zu erklären, indem sie sprach. Wilhelm sah ihr erstaunt ins Gesicht, er sieng an sie für wahnsinnig zu halten. Doch bald merkte er, daß die klüßterliche Erziehung und ihr frühes Unglück sie nur zur leichtgläubigen Schwärmerin gemacht hatten. Sie erzählte, wie sie nach ihres Va-

ters Tode, ihrer Bekanntschaft beraubt, in wil d. Verzweiflung sich Tag und Nacht im Staube gewälzt, ohne durch Nahrung oder Schlaf erquickt zu werden. Erschöpft sey sie endlich eines Morgens in einen tiefen Schlummer gesunken; und da habe ihr Gott offenbart, daß die Stunde ihrer Erlösung nahe sey.

„Seitdem,“ fuhr sie fort, „bin ich meiner Sinne wieder mächtig; mein Schmerz ist sanfter geworden. Ich habe einen Sarg, der meinen Körper, und einen Engel, der meine Seele aufnehmen wird. Wünscht mir Glück! die Stunde ist nicht mehr fern! —“

Mit innigem Mitleid hörte Wilhelm der Schwärmerin zu; Frisch wendete sich und weinte stille Thränen. Wilhelm war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß Vernunftgründe hier fruchtlos seyn würden. Er stellte sich vielmehr, als habe er gegen den prophetischen Traum nichts einzuwenden, steckte das Schminckkästgen zu sich,

und versprach, ihren Befehl pünctlich zu erfüllen. Dann aber suchte er nach und nach andere Bilder in ihrer Seele zu wecken, um ihr Auge von dem Einzigen abzuziehn, an dem es starr und unverrückt hng. Sein Gefühl lehrte ihn, einen sanften Uebergang auf fremdartige Dinge, in einem Gespräch über Babet's Familie suchen. Sie mußte ihm viel von ihren Brüdern erzählen, von ihrer Gestalt, Temperament, von den Neglimentern, unter welchen sie gedient, und den Besuchen, die sie vormals im Kloster bey ihr abgestattet.

Von den letztern kam er ungezwungen auf die Klostererziehung. Er stellte sich noch unbekannter damit, als er wirklich war. Er fragte nach der Lebensart, dem Unterrichte, den Bekanntschaften und Freundschaften, die sie dort geknüpft.

Anfangs schlen Babet freylich ungern zu antworten; aber nach und nach erwachten doch

so manche Erinnerungen, wurden so manche Jugendscenen ihr wieder lebhaft, daß sie endlich, wo nicht Gesprächig wurde, doch Theil an der Unterhaltung nahm, und viel erzählte — und endlich sogar gern erzählte. Kurz, die holde Lebhaftigkeit, die immer mehr und mehr sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, bewies hinlänglich, daß sie zur Munterkeit, und nicht zum Trübsinn geschaffen sey, und daß der Schmerz nur in der Einsamkeit eine so gewaltsame Wirkung auf sie hervorbringen konnte.

Sie erstaunte als der Morgen anbrach, war unwillig über ihre Zerstreuung, wie sie es nannte, entschuldigte sich verschämt, und entwich behende um ihren Gästen Ruhe zu gönnen. — Wilhelm warf sich auf das Stroh. Er entschlummerte bald und sanft, indessen Fritz mit langen Schritten auf und nieder trabte, und nur zuweilen an dem Plage stille stand, den Babet's Fuß gehelligt hatte.

 Siebentes Kapitel.

Die Rechte der Natur.

Es ist hundertmal gesagt worden, daß Schmeicheley ein Gift sey. Wohl! wir geben das zu; aber folgt daraus, daß man es nie anwenden müsse? gebrauchen die Aerzte nicht auch Gifte, um die verzweifeltsten Krankheiten zu heilen? — ist nicht zum Beyspiel die Belladonna ein vorzügliches Mittel gegen ein Krebsgeschwür? und ist ein tieffressender Kummer nicht gefährlicher als der Krebs?

Das waren die Betrachtungen; die Wilhelm anstellte, als er nach einigen Stunden erwachte, und auf welche er den Vorsatz baute, den Schmerz seiner Wohlthäterin durch seine Schmeicheleyen einzuwiegen. Wirklich giebt es kein Mittel, das den Menschen so schnell von ernstern oder traurigen Gegenständen abzöge, als eine wohlangebrachte Schmeicheley. Nur muß sie,

sie, wohl verstanden, sich nicht errathen lassen; sie muß kein sichtbarer Weyhrauchdampf, sondern ein unsichtbarer Blumenduft seyn; sie muß nicht, wie die Erdatmosphäre, herab regnen, sondern nur, wie die des Mondes, sanft beschauen; o! da ist kein Weiser auf Erden, der diesem wohlthätigen Gegenreiz widerstände.

Als Dabet gegen Mittag zurückkam, und ihren Säften brachte, was im zerstörten Garten die Natur, sich selbst überlassen, noch hervorge- trieben hatte, da steng Wilhelm an, seine Rolle zu spielen. Auf Unterstützung seines Freundes konnte er freylich dabey nicht rechnen, denn wer wahrhaft liebt, der kann nicht schmeicheln. Er nahm alle seine Menschenkenntniß, alle seine Erfahrung zusammen; was er in der großen Welt oft gesehen, aber nur belächelt hatte, das versuchte er jetzt nachzuahmen, Mitleid und Dankbarkeit gaben seinen Worten eine hinreißende Gewalt, ein Feuer, vor dem Dabets Kälte zu schmelzen begann. Ja, sogar ein Lächeln zwang

er ihr zuweilen ab, obgleich, so oft sie sich darauf ertappte, ein verstoßner Seufzer den Geist ihres Vaters um Verzeihung zu bitten schien. Ehe zwey Stunden vergiengen brachte Wilhelms gewandte Zunge es dahin, daß die schöne Vertrübte sich mit ihren Gästen zu Tische setzte, und die Früchte theilte, die sie mitgebracht hatte.

Der Tag entfloß auf schnellen Fittichen. Babet sah ungern den Abend herein brechen, denn sie hatte unvermerkt wiederum Geschmack an der Geselligkeit gewonnen. Ihr Auge ruhte nicht selten mit Theilnahme besonders auf Wilhelm, der das Wort führte, und dem ein unbefangenes Herz vergönnte, alle seine liebenswürdigen Eigenschaften glänzen zu lassen, indessen Fritz an seiner Seite einem Träumer gleich, und aus Furcht etwas dummes zu sagen, lieber schwieg.

Als es anfieng dunkel zu werden, schickte Babet den Knecht und das Mädchen auf verschiedenen Wegen aus, um zu kundschaffen, ob die

Urwasser des brausenden Waldstroms sich nun endlich verlaufen haben? Beyde kamen, wie Nochs Tauben, mit Delzweigen zurück. So beruhigend aber auch die Nachrichten waren, so wurden sie doch eigentlich von Keinem gern gehört, außer von Wilhelm, der sich herzlich nach der Stadt ehnte, weil er fürchtete, man mögte sie vermissen und für Deserteurs halten.

Seinem Freunde fielen dergleichen Bedenklichkeiten est nicht bey. Er hätte gewünscht, das Landhaus so dicht von Mördern umgeben zu sehn, als das nächtliche Feuer eines Reisenden in Afrika von Schakals, denn er fühlte Muth und Kraft in sich, Babet gegen ein Heer zu vertheidigen, und er empfand, daß er nur in einem solchen Augenblicke im Stande seyn werde, ihre seine Liebe zu erkennen. Da nun aber kein Feind sich melden wollte, da nur Grillen und Wachteln das Feld belebten, und die Eulen ungestört durch die zerbochenen Fenster des Schlosses aus und ein schwirren; so schickten sich die beyden Freunde zur Reise an.

Sabet wurde nachdenkend und bewegt als sie aufbrachen. Sie gab ihnen das Geleite bis an die eiserne Pforte; sie reichte ihnen die Hand bey dem Abschied: „Eine höhere Fügung, sage sie, „hat uns zusammen geführt — seyd meine Brüder, „so lange ich noch hienieden traure. Sind „es doch kaum zehn Tage bis zu der eisensten „Stunde — besucht eure Schwester noch Einmal „mal ehe sie von euch scheidet — wem es ohne „Gefahr geschehen kann.“

Fritz lächelte bey dem Worte Gefahr. Wilhelm versprach zu kommen, war es auch in einer Verkleidung. Fritz lächelte über die Verkleidung. Er hatte Sabet's Hand geküßt — sie hatte ihn Bruder genannt — wo ist Gefahr? — wozu Verkleidung?

Sie giengen. Fritz sah sich noch oft um, ob es gleich stockfinster war. Sabet stand an der Pforte und horchte so lange der Fußtritt ihrer Gäste durch die einsame Nacht önte. Dann kehrte

kehrte sie langsam zurück — wollte in die Grotte zu ihres Vaters Leichnam wandeln, und stieg in Gedanken wieder in das Gewölbe hinab. Sie warf sich auf das Strohlager, und achtete nicht des verlöschenden Lämpgens, um recht mit Mühe an ihren nahen Tod zu denken.

Dieser Gedanke schloß, seit der Bekanntschaft mit Wilhelm, sogar neuen Ditz für sie gewonnen zu haben; denn sie gefielte zu dem ernstesten Gemählde des Todes überall das freundlichere Bild ihres neuen Bruders. Sie wollte, er solle sie an jenem feyerlichen Tage nicht verlassen. Sie sah sich selbst, vom Ditz getroffen, in seinen Arm sinken — sie sah, wie er ihren leblosen Körper sanft auf den Kissen gleiten ließ — wie er neben ihr kniete — eine Thräne aus seinem Auge auf ihre kalte Hand fiel, und — hier glühte plötzlich ihre Wange — einen brüderlichen Abschiedskuß auf ihre blassen Lippen drückte.

So verketteten sich, mit dem Gedanken an ihren Tod, manche sanfte Bilder, von dem Pinsel der reinsten Unschuld mit gefälligeren Farben bezeichnet. Zwar stand der Tod noch immer im Hintergrunde des Gemähltes, aber schwächer beleuchtet als der lachende Vordergrund. Sie harrete mit einer Art von Ungebuld auf einen zweyten Besuch ihrer Gäste. Sie lag nicht mehr süßlos über dem Sarge ihres Vaters, sondern saß gelassen daneben, und horchte auf das Murmeln der Wellen, die sich am Ufer der kleinen Insel brachen. Die Nachtigall schlug im Gebüsch; sie zürnte auf sich selbst, daß es ihr Vergnügen machte. Der Knecht brachte ihr eine Taube zum Mittagsbrod. Sie schalt ihn, daß er ihr Hunger zutraue, und als er fort war, aß sie erst einen Flügel, und dann den zweyten, und endlich die ganze Taube.

Eine sanfte innere Wehmuth trieb sie nicht selten aus der Grotte in das Wohnhaus, aus dessen Fenstern man die Straße links und rechts

rechts weit hinab sehen konnte. Sie gieng auf und nieder durch die iden Zimmer, und warf zuweilen einen verstoßenen Blick in den zertrümmerten Spiegel.

Indessen schlich der arme Fritz mit seinem kranken Herzen wie ein Gespenst umher, und würde an der tiefen Wunde sich verblutet haben, hätte nicht Freundes Hand unermüdet den Balsam der Hoffnung hinein gegossen. Da für einen Liebenden die Worte der Geliebten Evangelia sind, so war Fritz trotz seiner hellen Vernunft nicht abgeneigt zu glauben, daß wirklich nach zehn Tagen ein Blisstrahl ihm Babet entreißen werde, und Wilhelm mußte ihm diese Grille wegspotten, denn weg vernünfteln ließ sie sich nicht.

Ob indessen die vom Wetterstrahl verschonte Babet, einst geneigt seyn werde, ihren Kummer in seinen Armen zu vergessen, diese Hoffnung schenken ihm zu kühn, denn wahre Liebe macht selbst

selbst einen Mareiß bescheiden. Wilhelm, der die Lage der Sache kalt überschauete, suchte jeden Zweifel zu heben, und den Schüchternen zu überreden, daß Wabets jugendliche Unschuld, ihr unbefangenes Herz und ihre Hülflosigkeit sie gewiß an ihn fesseln würden. Er ermunterte ihn dreister zu seyn, wenigstens seine Augen zu Dolmetschern seines Herzens zu machen, und nicht immer mit niedergeschlagenen Blicken vor ihr zu stehen. Fritz versprach Alles und hielt nicht Wort, denn die Erste Plebe lähmt jede Bewegung, weil sie immer zu mißfallen fürchtet.

Eine frohe Botschaft hatten sie bey ihrem Eintritt in die Stadt erfahren: die Stürmer des Freyheitsbaumes waren in einem andern Dorfe ertappt, und zur gebührenden Strafe gezogen worden. Die beyden Freunde konnten daher ohne Gefahr ihre kleinen Streifereyen wiederum fortsetzen, und Fritz benutzte diesen, ihm selbst sehr gleichgültigen Umstand, um Wilhelmem noch am selbigen Morgen zu einem zweyten Besuche bey

Ba

Wabet zu überreden. Aber der kühlere Wilhelm befürchtete, das schwärmerische Mädchen möchte scheu werden, und hielt es für schicklicher, Einen Tag zu warten.

Fritz verwünschte die Kälte seines Freundes, stand den ganzen Tag unmuthig am Fenster, und konnte nicht begreifen, wie die Stadtbewohner so ruhig ihrem Gewerbe nachgiengen. Schon um Mitternacht schüttelte er den schlafenden Wilhelm, und behauptete, der Tag breche an. Es war aber nur das letzte Viertel des Mondes, das einen matten Strahl in ihre Kammer warf.

Endlich röthete sich der östliche Horizont, und die Morgendämmerung fand die beyden Freunde schon auf der Straße. Noch waren alle Hausthüren fest verschlossen, nur allein ihr Fußtritt hallte durch die leeren Gassen wieder. Sie hatten diesesmal ihre Taschen mit allerley Eswaaren vollgeseppelt, und hofften ihre Wohlthäterin zu überreden, Theil an einer frugalen Mahlzeit zu nehmen.

men. Wilhelm überlegte im Gehen, wie er es anfangen wolle, sie aus der düstern Grotte zu locken, wo die Gegenstände des Schreckens ihrem Schmerz immer neue Nahrung gaben. Aber seine Sorge war unnöthig, denn als die Wanderer an die jetzt offene eiserne Pforte kamen, sahen sie Babet auf dem Hofe unter einer großen Linde sitzen, und ihre beyden Hühner mit Brodkrumen füttern. Sie standen schon neben ihr, ehe sie ihrer gewahr wurde.

Das holde Geschöpf erröthete sanft und hieß sie freundlich willkommen. Wilhelm machte im Stillen die angenehme Bemerkung, daß ihr Haar mit einiger Sorgfalt geordnet, und ihr Busen noch mehr verschleyert sey als das Erstmal.

Man lagerte sich im Schatten der Linde. Die Gespräche des kleinen Cercels waren freylich noch immer etwas gezwungen; man schien sich zu scheuen, irgend einer Regung des Frohsinns Raum zu geben; indessen litt es doch die schöne
 Frau

Traurende, daß man jede Anspielung auf ihren Kummer sorgfältig vermied, und sie selbst erwähnte dessen nicht mehr. Wilhelm suchte Alles hervor, die Unterhaltung zu beleben — es gelang ihm zuweilen; Babet schien es ihm sogar Dank zu wissen, und vergalt ihm seine Bemühungen durch manchen gefälligen Blick. Kurz, ihre natürliche Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens erwachte; sie hatte wieder Sinn für Alles was um sie her vorgieng, nur für Freyens Liebe nicht. Ein erfahrneres Mädchen hatte freylich bey seinem Gedankenlosen Anstarren, seiner Verlegenheit wenn sie ihn anredete, der Glut seiner Wangen, wenn ihr Blick auf ihn ruhte, leicht errathen was in seinem Herzen vorgieng; aber die Elbsterlich erzogene Babet ahndete nichts von der Macht ihrer Reize.

Der Tag vergieng in stiller Behaglichkeit. Babet führte ihre Gäste durch Feld, Wiesen und Garten, zeigte und beschrieb ihnen jede vormalige Schönheit, jede jetzt zerstörte Anlage, verweilte mit

mit Behmuth bey den Lieblingsplätzen ihres Vaters, und äußerte: daß, wenn sie ihren nahen Tod nicht so bestimmt wüßte, sie den traurigen Anblick dieser Gegend unmöglich ertragen könnte, sondern ihr Vaterland fliehen würde.

Wilhelm ergriß diese Gelegenheit, ein Wort von den Reizen seiner Heymath fallen zu lassen, und wie gern man sie dort aufnehmen werde. Er bedauerte, daß das Schicksal ihm nicht vergönne, ihr Ketter zu werden — er wagte sogar den Wunsch: daß sein Gebet den Blitz von ihr abwenden möge.

Verstohlen blickte er nach ihr hinüber, um zu entdecken, ob sich Unwillen in ihren Zügen male, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß sie zwar stille, aber doch nur ernst vor sich niedersah. Mit diesem Ersten Erfolg zufrieden, brach er das Gespräch ab, und überließ es ihrer Einbildungskraft, das Bild in der Einsamkeit weiter auszumalen.

Als der Abend heran dämmerte, trennte man sich, unter dem Versprechen, sich täglich zu sehn, bis die entscheidende Stunde hereinbrechen werde. Der arme Fritz hatte sich den Pfeil noch tiefer in das Herz gebohrt, denn Babet enthielte in wenigen Stunden, mit Schwesterlicher Unbefangenheit, jeden Reiz ihrer schönen Seele, und eine Unschuld, wie nur Gessners Pinsel sie schuf, ließ ihren körperlichen Reizen die Glorie eines Engels.

Wilhelms Hoffnungen waren gestiegen — er berechnete zufrieden die fortschreitende Wirkung ihrer Bemühungen, in einem noch übrigen Zeitraum von neun Tagen. Babet stoh in die Grotte — fand den Aufenthalt zum Erstenmale schauerlich — erstaunte ein heimliches Grauen zu empfinden — und kam in tiefen Gedanken zurück unter die Linde.

Achttes Kapitel.

Das Gespenst.

Recensenten und Leichenweiber haben das mit einander gemein, daß sie beyde gedungen werden, die Lebtern zum Heulen und die Erstern zum Schimpfen. Beyde thun im Grunde einerley, denn sie machen beyde bezahlte Recensionen, diese auf Menschen, die man eben zu Grabe trägt, jene auf Bücher, die man gern zu Grabe tragen möchte.

Sollte Einer auftreten und sprechen: diese Bemerkung stehe hier ganz am unrechten Orte, so antworte ich zweyerley: Erstens: ich mache es wie Cato, der, er mogte auch im Senat gesprochen haben wovon er wollte, immer mit den Worten schloß: cacterum puto Carthaginem esse delendam: und dieses erhabene Muster wird mir um so eher zu statten kommen, als die Republik der schönen Wissenschaften bey Vertilgung

der Recensenten offenbar mehr gewinnen würde, als die Republik Rom bey Carthagos Zerstörung.

Zweytens ist diese Materie eben nicht so weit hergeholt, als es bey dem ersten Anblick scheinen mögte, denn diese wahrhafte Geschichte berührt jetzt gerade einen Punct, der den Prometheus unter den Recensenten Gelegenheit giebt, das Werk der Götter zu meistern. Sabet, werden sie sagen, die erhabene Schwärmerin, die nur noch mit den Fußspitzen auf der Erde stand läßt sich allzuleicht trösten, und vergißt den Mord ihres Vaters und ihrer Brüder so schnell, als ob der Schooßhund ihr ein Kopfszeug zerrissen hätte. Es ist keine Haltung in dem Character.

Sehr wohl, meine Herren! nur Schade, daß Mutter Natur sich eben so wenig an ihre klugen Regeln lehrt, als ein Lamm auf der Wiese thun würde, dem ein Lanckmeister vorschreibe, wie es hüpfen sollte. Der hochberühmte

Herr Huber, (fast hätte ich vergessen hinzuzusetzen: Verfasser des heimlichen Gerichts) sagt irgendwo: „Drutus sey der „gehaltenste Character in der Weltgeschichte.“ Ob das gleich offenbar nur gesagt ist, weil es seltsam klingt; so folgt doch daraus, dem eignen Geständniß eines Hyper Criticus gemäß, daß es wenig gehaltenere Charactere in der Weltgeschichte giebt. Die Verfasserin derselben ist bekanntlich die liebe Natur, und wenn sie sich beyhm Drutus erschöpft hat, so darf Babet wohl auf Nachsicht hoffen.

Wir wollen daher aufrichtig bekennen, daß das gute Mädchen bey den wiederholten Besuchen ihrer neuen Brüder, in der letzten Decade ihres Lebens, eine ganz andere Stimmung verrieth, als in dem Augenblicke, da sie das Schmuckkästgen mit Verachtung alles Irdischen von sich wies. Sie war seitdem von geheimen Wünschen an das Leben, wie weyland Gulliver von den Lilliputern an den Boden gefesselt worden.

Schlum:

Schlummernd und wehrlos wurde jener Niese überfallen, eben so auch unsere Schwärmerin. Verspottend blickte jener wie diese auf die ohnmächtigen Bemühungen der kleinen Feinde, ließ sie ruhig ihr Werk vollenden, und konnte sich am Ende nicht mehr losreißen.

Drey Tage hatte Babet nach ihrer Rechnung noch zu leben. Am Ersten derselben gestand sie sich, daß sie Gott ein wenig zu voreilig um den Tod gebeten habe; am zweyten wagte sie die Bemerkung: daß Gott ein wenig zu voreilig ihr diesen Wunsch gewährt; und am dritten zitterte sie vor dem kommenden Morgen.

Sobald Wilhelm diese günstige Stimmung merkte, streng er an, laße Zweifel gegen den Erfolg des prophetischen Traumes aufzuregen. Er erzählte eine Menge Beyspiele von Träumen, die unerfüllt geblieben, hütete sich weislich, sie mit dem großen Lottozahlen Träumer in Moritz Magazin der Erfahrungs- Seelenkunde bekannt zu ma-

F 3

chen,

chen, sondern erklärte so gut er konnte (denn wer kann das eigentlich?) die Wirkungen des Blutes, oder sonst unregelmäßiger Bewegungen der körperlichen Organe auf die Seele des Schlafenden. Wabet verstand ihn zwar nicht (denn wer versteht das eigentlich?) aber sie hörte ihm sehr andächtig zu, und wünschte insoheim, daß er recht haben mögte.

Wilhelm war ihr unvermerkt sehr lieb geworden; mit dieser Liebe hatte sich ein schwesterliches Zutrauen verbunden, und sie schmiegte sich auf Spaziergängen so unbefangen an seine Seite, als sey er eine der Nonnen, mit welchen sie vormals im Klostergarten zu lustwandeln pflegte. Fritz hingegen schien nur der Mond zu seyn, der von der befreundeten Sonne einen matten Schimmer empfing. Sie schätzte auch ihn, aber sie war mehr Freund gegen ihn. Wie könnte es auch anders seyn, da die Liebe jede seiner glänzenden und gefälligen Eigenschaften in den Nebel der Blindigkeit hüllte.

Als am Abend vor dem fürchterlichen Tage man sich mit beklommenen Herzen trennte, bat die schöne Wabet ihre Freunde mit zitternder Stimme, doch ja am andern Morgen recht früh wiederzukommen, damit sie in ihrer Sterbestunde nicht verlassen sey. Wilhelm gab das Wort für beyde, und da der schwüle Abend in der Nacht wirklich ein Gewitter vermuthen ließ, so entfernten sie sich kaum einige Hundert Schritte von Wabets Wohnung, um desto näher bey der Hand zu seyn, und setzten sich plaudernd in eine Weinbergshütte, die sie offen fanden.

Ein Verliebter berührt, wie man weiß, überall die Extreme, er ist in Entzücken oder in Verzweiflung, stumm oder geschwätzig, und wenn die letztere Periode eintritt, so ist sein Stoff so unerschöpflich, daß er gewöhnlich dem Zuhörer das Antworten erspart, daher auch ein Baum oder ein Mensch ihm oft gleich liebe Vertraute sind. Daß Fritz in der Stille der Nacht, in schlaflosen Stunden, die düstre Hütte mit dem

Bilde der Geliebten schmückte; daß er Babet's Schönheit und Unschuld redselig pries, war eben so natürlich, als daß Wilhelm, der noch nichts Neues über diesen Gegenstand zu hören hoffen konnte, unvermerkt sanft einschlummerte. Einige unbeantwortete Fragen, und ein stärkeres Athemholen, verriethen endlich dem Sprecher, daß er sein Leid nur den stummen Wänden klage. Er mochte seines Freundes Schummer nicht stören: stand leise auf, und tappte im Finstern hinaus auf die Straße.

Da er seit zehn Tagen sich mit jedem Baume und jedem Steine befreundet hatte, die, auf dem Wege zu Babet standen oder lagen, so wurde es ihm nicht schwer, trotz der gewaltigen Dunkelheit, die ihn umgab, den wohlbekannten Pfad zu der Wohnung der Geliebten zu finden, ohne zu straucheln, oder sich den Kopf einzustoßen. Er kam glücklich an das eiserne Gatter, und schaute seufzend durch die Stäbe nach den zerbrochenen Fenstern, aus welchen der matte Schein eines

nes einsamen Lämpchens herabstimmerte. Er wankte auf und nieder, stieß lange Seufzer aus, und konnte, in der Stille der Nacht, bald lauter, bald leiser, den Namen Babet.

Ach! er wußte nicht, welche Quaalvolle Angst er der Geliebten durch diesen nächtlichen Rittenzug bereitete — Das furchtsame Mädchen hatte, seit ihre Freunde von ihr geschieden waren, immer am Fenster gestanden, um in die schwarzen Wolken zu schauen, die sich in Westen aufschürmten, und in ihrem Schooße den Todespfahl zu tragen schienen. Ein fernes Wetterleuchten vermehrte ihre Beklommenheit — ihr Herz bebte, so oft der Strahl die Wolken zerriß.

Aber wie wurde ihr erst zu Muth, als sie, beym gräßlichen Schein dieses Leuchtens, plötzlich eine Gestalt an dem eisernen Gatter auf und nieder wandeln sah! — als sie schwere Seufzer vernahm, und deutlich ihren Namen nennen hörte! —

Der Geist meines Vaters! — dieser Gedanke durchschauerte sie, und ihre Zähne schlugen an einander. — „Mich ruft der Geist, meines Vaters! — mein Traum war kein leeres Hirngespinnst — der Todestag bricht an — die Geister der Erschlagenen sind bereit, mich zu empfangen.“

Sie sank auf ihre Kniee und wollte beten, aber langsam gleitete sie an einem Stuhle nieder, und blieb betäubt am Boden liegen. Fritz hatte indessen, unbewußt welcher Uebel er gestiftet, seinen abentheuerlichen Spaziergang vollendet, denn ein lichter Streif in Osten verkündete ihm den nahen Morgen. Er gieng und weckte seinen Freund. Mit der Ersten Dämmerung waren sie an der Pforte.

Sie stiegen leise die Treppe hinauf, und fanden im Vorfaal den Knecht und das Mädchen noch in tiefen Schlaf begraben. Eben das vermutheten sie von Babet. Wilhelm öffnete die Thür

Thür des Zimmers so vorsichtig, wie eine Mutter, die zu einem kranken, schlummernden Kinde schleichen will. Fritz stand hinter ihm, und warf einen schüchteren Blick über seine Schulter. Da lag das arme Mädchen ausgestreckt am Boden.

„Sie schläft“ flüsterte Wilhelm, und wollte einen Schritt zurückweichen. Aber Fritz trat mit Unglück weissagender Bangigkeit näher hinzu, faßte ihre Hand, fand sie eiskalt, und schrie laut auf: „Sie ist tod! — die Schrecken, der Einbildungskraft haben sie getödtet!“ — Vergebens suchte Wilhelm den Ausbruch seines Schmerzes zu hemmen. Er lief wie unständig aus einem Winkel in den andern, und rief in gräßlicher Verzweiflung: „Sie ist dahin! — an mir ist es nun einen barmherzigen Wetterstrahl, auf mich herab zu schießen!“

Heulend warf er sich auf die vermeynte Leiche — heulend sprang er wieder auf, und suchte hastig

hastig nach einem Werkzeuge, sich ein lästiges Daseyn zu rauben. Wilhelm bat und drohte — bald sanft, bald stürmisch — umsonst! Fritz hörte ihn nicht — bis endlich sein Freund ihn mit Gewalt in die Arme faßte, und ihm ins Ohr schrie: „Mensch! bist du wahnsinnig! sie ist „nicht tod! — ihr Herz schlägt noch!“

Taumelnd warf sich Fritz neben der Geliebten nieder, legte zitternd seine Hand auf ihr Herz, fühlte es wirklich klopfen, und gieng plötzlich von dem unmäßigsten Kummer zu der ausgelassensten Freude über. Er drückte Wilhelm mit Ungestüm an sein Herz — er umarmte den alten Knecht — er weinte — er jauchzte. Durch dienliche Mittel die Ohnmächtige zu erwecken, daran dachte er nicht, genug sie lebte! ihr Herz klopfte! — er dankte schluchzend dem Himmel! —

Wilhelm hatte indessen das Mädchen ermuntert. Frisches Brunnenwasser war das einzige

Hülfs-

Hilfsmittel, das sie ihm anbieten konnte. Er besprengte die Ohnmächtige, rieb ihr Arme und Schläfe, und nach wenig Minuten schlug Babet die Augen auf.

Sie sah verstört umher, und drückte ängstlich Wilhelms Hand. „Ich danke euch,“ hub sie an: „daß ihr so früh gekommen seyd — „bald — bald wird meine Stunde schlagen.“ — Wilhelm führte sie ans Fenster, zeigte ihr das Morgenroth, und wie die schwarzen Wolken sich zerstreuten, und wie der starke Nebel einen See im Thale bildete, lauter Anzeigen eines heltern Tages. Aber Babet hatte keine Augen für das freundliche Morgenroth; ihr Blick hing starr an der eisernen Pforte — dort war der Platz, wo das Gespenst wandelte — dort herauf tönten die Seufzer — dort hinab rief es sie bey Namen. Vergebens störte sie Wilhelm in ihren Träumen: „lassen Sie mich,“ sagte sie: „ich „muß sterben — ich sterbe ganz gewiß heute — „mir ist der Geist meines Vaters erschienen — „sein

„sein warnender Ruf hat mich aus meinen sündlichen Hoffnungen aufgeschreckt — ich gehe mich zum Tode zu bereiten.“

Ohne sich über die Art und Weise der Erscheinung näher zu erklären, entfernte sie sich in ein Nebenzimmer um zu beten. Erstaunt und unwillig sah Wilhelm ihr nach, und haderte mit dem Dämon, der durch ein neues Spiel zerrütteter Einbildungskraft die Früchte seiner Bemühungen zerstört hatte. Umsonst suchten die beyden Freunde von den Hausgenossen zu erfahren, ob seit gestern Abend etwas besonders vorgefallen sey? sie wußten nichts. Babet hatte ihnen befohlen sich schlafen zu legen, und sie gehorchten ohne Widerrede; denn daß ihre Gebieterin un- ausgekleidet blieb, war ihnen nichts neues.

Wilhelmen wurde jetzt selbst unheimlich bey der Sache zu Rathe. Er fürchtete zwar kein Wunder der Natur, wohl aber Wunder der Einbildungskraft, die, so oft von selbst geschaffenen Phantomen

beherrscht, das schwache Organ der Vernunft zertrümmert; kurz, er fürchtete nicht Babets Tod, sondern, was schlimmer ist als Tod — Wahnsinn. Er suchte diese trüben Gedanken so gut er konnte vor seinem Freunde zu verbergen, der in sichtbarer Angst mit wankenden Schritten und gefalteten Händen auf und nieder gieng, bald nach der Thüre starrte, durch welche Babet verschwunden war, bald vor Wilhelm stehen blieb, und ihn wehmüthig anstaunte, als suche er Trost in seinen Blicken.

Nach Verlauf einer Stunde trat Babet wieder in das Gemach, und eine überirdische Heiterkeit glänzte auf ihrer Stirn. Sie sprach wenig, antwortete einsylbig, und scheute sich vor jedem Worte, das einen Zweifel gegen ihren nahen Tod zu verrathen schien, gleichsam als fürchtete sie, die so eben vom Himmel erbetene Fassung wieder zu verlieren.

Die Unterhaltung war sehr gespannt. Von Träumen, Erscheinungen und Sterben, wollten

ten die Brüder nichts reden, und von andern Dingen wollte die Schwester nichts hören. Man gieng größtentheils schweigend neben einander auf und nieder. Aus Frigens Brust drängten sich so bange Seufzer empor, als sey er der zum Tode Verurtheilte. Babet wandelte still, man hörte weder Athem noch Fußtritt — die Geister schweben nur — Babet war schon halb entkörpert.

Wilhelm trat von Zeit zu Zeit ans Fenster, und ermangelte nicht, jedesmal laut die Bemerkung zu machen: daß der Morgen schön und heiter sey, und kein drohendes Wölkgen am Horizonte schwebte; aber die Schwärmerin achtete dessen nicht, denn die Stimme des Geistes füllte noch ihr Ohr.

Neuntes Kapitel.

Das Gewitter.

Als die Sonne schon hoch stand, eine drückende Hitze den nahen Mittag verkündete, und die zerbrochenen, durch keine Vorhänge verhüllten Fenster die sengenden Strahlen mitten in das Zimmer fallen ließen, da schlug Babet selbst einen Spaziergang in den kühlen Hayn vor. Eigentlich war es ihr nicht um Erquickung zu thun — sie würde sich geschämt haben, an der Pforte der Geisterwelt, noch Sinn für körperliche Beschwerden zu äußern — sie wollte sich nur unvermerkt dem Thurne nähern, den der Traum ihr als das Ziel ihrer Pilgerschaft angewiesen hatte, und ein Ueberrest von Menschlichkeit lehrte sie die sanfte Schonung, diesen Zweck ihren besorgten Freunden zu verbergen.

Wilhelm ergriff die dargebotene Zerstreuung mit Freuden, so gering sie auch war. Sie giengen,

gen, und der gute Wilhelm, dessen Verdacht auf einer ganz falschen Fährte schwebte, suchte gesittetlich ihre Schritte immer so zu lenken, daß sie fern von der kleinen Insel und ihrer schauerlichen Grotte blieben. Wabet wurde es gewahr, und sagte lächelnd: „wozu diese Vorsicht? — war, um sollte ich jetzt die traurigen Ueberreste meines Vaters besuchen, da ich in wenig Stunden ihn verklärt wieder sehen werde.“

Wilhelm seufzte leise über ihren unzerstörbaren Glauben, und freiz knickte unmuthig einen Zweig nach dem andern von den Büschen, an welchen sie vorüber giengen. Endlich zwang sie die heftige Mittagsglut, den dunkelsten Theil des Hayns zu suchen, wo ein schmaler Fußpfad zu einer versteckten Einstöblerhütte führte, die nur ein schwaches Licht durch ein kleines Fenster von Marienglas empfieng, vor welchem Epheu und wilde Hopfen sich empor geranket hatten.

Hier lud ein Sofa von Moos sie ein, sich von ihrer Ermattung zu erholen. Wabet setzte sich

sich zwischen ihre Brüder, und Wilhelm, welcher fühlte, daß es jetzt darauf ankomme zu plaudern, gleichviel was, ergriff den geringfügigsten Gegenstand, um die Schwärmerin zu zerstreuen. Bald fieng er einen Käfer, und ließ sie den Bau dieses kleinen Insects bewundern; bald sammelte er Schwämme die am Boden wuchsen, und stritt mit ihr, ob sie giftig oder unschädlich wären; und endlich gab ihm ein gemahltes Wappen, das auf einer der Fenster Scheiben angebracht war, Stoff zu einer zwar uninteressanten aber doch langen Unterhaltung. Wabet hatte im Kloster, unter andern unnützen Dingen, auch die Wappenkunde erlernt. Der schlaue Wilhelm, der wirklich wenig davon verstand, stellte sich noch unwissender als er war, und ließ sich von ihr, mit musterhafter Geduld, all den elenden Firtanz von Helmdecken, Turnierhelmen, Schildhaltern u. s. w. erklären. Man verachte doch in drückenden Lagen, wo es blos darauf ankommt, der Einbildungskraft ein Schooskind zu entreißen, auch nicht das gering-

süßigste Mittel, das oft durch die wohlthätige Mitwirkung der Ideen Verbindungen unerwartet hilfreich werden kann. Babet hatte ihre Klostersgelehrsamkeit in den Wappen ihrer Freundinnen geschöpft, deren Gestalten, so wie sie sprach, an ihr vorübergingen, manches heitere, fast verloschene Bild der Vergangenheit wieder auffrischten, und sie von der trüben Todesahnung unvermerkt abzogen. Wer weiß, wie weit Wilhelm es mit diesem kleinen Kunstgriff noch gebracht haben würde, wenn nicht — als bereits zwey Stunden verstrichen waren —

Plötzlich das Murmeln des fernen Donners sie aufgeschreckt hätte! — Babet wurde bleich — Fritz erblaßte — auch Wilhelm erschrock, und haderte heimlich mit dem Schicksal, das die arme Verstörte noch härter prüfen wollte. Alle drey sprangen auf, und eilten nach der Thür. Der Horizont hatte sich schwarz bezogen, es rauschte gewaltig in den Wipfeln der Bäume, die Raben eilten krächzend nach Hause und die Vögel flatterten scheu umher.

Babet faltete zitternd ihre Hände. „Folge mir!“ rief sie mit ersticker Stimme, „verlaßt mich nicht!“

Fritz war von Allem, was in und außer ihm vorgieng, so erschüttert und betäubt, daß er nicht mehr wußte was er that. „Wollte Gott!“ sagte er schluchzend, indem er Babet's Hand ergriff, und sie krampfhaft drückte, „wollte Gott ich könnte mit dir sterben!“ — Sie stuzte und sah ihn mit großen Augen an. Dann machte sie sich schüchtern los von ihm, und stoh so schnellflüßig durch das dicke Gebüsch, daß die beyden Freunde ihrer Spur kaum zu folgen vermögen. Das Gewitter zog immer näher heraus, große Tropfen fielen, es sauste in der Luft, und die Wipfel der Bäume bogen sich rauschend zur Erde.

Athemlos rannte Babet über eine kleine Wiese, die der Fluß zur Halbinsel machte, und an deren Spitze die Ruinen des alten Thurmes

standen, unter dessen Trümmern sie sich begraben wollte. Wilhelm leuchte ihr nach, und holte sie ein, als sie eben erschöpft auf einen Stein niedersank, und ihre Arme zum Himmel ausbreitete, um den Todesengel zu empfangen.

Ihre Brüder knieten ihr zur Seite — sie konnte nicht mehr reden — Angst und die Wirkung des schnellen Laufens wollten ihr das Herz abstoßen. Wilhelm warf einen Blick um sich her, und fand, daß an diesem gefährlichen Orte, der Zufall allerdings Babels prophetischen Traum erfüllen könne, denn der Thurm war mit alten Eichen umgeben, deren Wipfel dem Sturmwind trösteten, und den Blitz lähn herab zu locken schienen. Aber es wäre vergebens gewesen, dieser Gefahr zu erwähnen — die Unglückliche rang mit dem Tode. —

Jetzt schwebte die Wetterwolke gerade über ihren Häuptern — der Donner krachte fürchterlich — Blitz und Schlag folgten sich immer
schnel-

schneller — der Sturmwind schwieg plötzlich — kein Regentropfen fiel mehr herab — eine grausende Stille lagerte sich auf der lebenden Landschaft — eine schwüle Luft drückte jede Pflanze — der Tod schien die drohende Wolke über ihnen in schweren Fesseln aufzuhängen. — Babel athmete schwach — ihr Auge war gebrochen — Hu! da fuhr ein Blitz schmetternd in dem Thurm herab, spaltete die Mauer, rollte abgerissene Steine in den Fluß, und die Erde bebte! —

Jesus Maria! scholl eine Stimme zwischen den Trümmern — Babel lag entseelt am Boden. — Ein Plazregen stürzte herab. — Brix war zur Bildsäule geworden. — Wilhelm hob die Ohnmächtige sanft in seine Arme, bedeckte sie so gut er konnte mit seinem Oberrock, und wandte sein Gesicht nach den Ruinen, aus welchen die Stimme ihm vernehmlich tönte. Er sah und schauerte — durch die gespaltene Mauer, zwischen Steinen, die noch immer sich lösten

und herabwälzten, flog die Gestalt eines Jünglings wie aus dem Grabe heraus. Hager und hohlängig, mit wenigen Lumpen bedeckt, blickte er stier auf die Fremdlinge, hob sich mühsam über die Trümmer, und nahte schweigend wie ein Gespenst.

„Wer bist du!“ rief ihm Wilhelm entgegen. Das Gespenst antwortete nicht. Der Regen troff ihm vom unbedeckten Haupte, man sah, daß er zitterte, und seine Blößen zu decken suchte. Durch Wilhelms Zuruf geweckt, schaute sein Freund empor, und erblickte mit Entsetzen die halb Mitleid halb Furcht erregende Gestalt. Er sprang auf, gieng hastig auf den Jüngling los und wiederholte rauher die Worte: Wer bist du? was willst du?

„Schonet meiner!“ stammelte bebend die Erscheinung: „Ihr seht, Gott selbst hat meiner geschont. — Ich habe euch vom Thurm herab belauscht, wie ihr neben diesem guten Mädchen

„knie-

„knetet — wohl mir, daß sie euch werth ist! „meine Dabet wird für mich bitten!“ —

Seine Dabet? rief Fritz, prallte zurück, und betrachtete die Gestalt mißtrauisch forschend, und bemerkte in ihr wider Willen einen schönen Jüngling, den nur Elend und Mangel zum hageren Gespenst entfleischet hatten.

Seine Dabet? wiederholte Wilhelm neugierig.

Meine Dabet! sagte der Jüngling etwas beherzter, und näherte sich ungehindert dem leblosen Mädchen, kniete neben ihm, ergriff dessen kalte Hand, und suchte sie zwischen seinen kalten Händen zu erwärmen. — Fritz stand sprachlos mit starren Blicken — eine widerliche Empfindung durchschnitt sein Herz — es war ihm als ob der häßliche Wunsch sich ihm aufdränge, daß Dabet von ihrem Todeschlummer nicht erwaschen möchte.

Indessen hatte die Wetterwolke über Ihnen ausgehoben, der Donner rollte mehr in der Ferne, ein sanfter Regen erquickte die Flur, die Blumen hoben ihre Häupter empor, die Vögel fiengen an zu zwitschern, mit den Blumen und Vögeln erwachte auch Babet und fand sich — in den Armen ihres Bruders.

Sein Antlitz war der Erste Gegenstand, der in ihrem halb geöffneten Auge sich spiegelte: was Wunder, daß ihre Einbildungskraft, von Traum und Wirklichkeit zerrüttet, ihr das Erwachen in Elysium vorgaukelte. Sie wählte sich gestorben, und in die Wohnungen der Seligen versetzt.

„Mein Bruder Philipp!“ stammelte sie leise: „hat der Tod uns wieder vereint? — wo ist unser Vater? — warum kommt er nicht, seine Tochter zu empfangen?“

Mit dem unverdächtigen Brudernamen kehrte die Ruhe in Fritzens Brust zurück. Der Jüng-

Jüngling, den er schon zu hassen glaubte, wurde ihm plötzlich lieb — er war Babet's Bruder! —

Wie, wenn der Fuß eines Elephanten eine kleine Welt in Staub tritt, hier eine Ameise ihre Eyer wieder sammelt, dort eine Spinne ihr Gewebe ausbessert, hier ein gebogener Zweig sich langsam aufrichtet, und dort die Spitze eines Grasshalms emporstrebt; so das Bild der Verwirrung unter jenen mehr und weniger erschütterten Menschen. Babet konnte sich lange nicht überreden, daß sie wirklich lebe; ihres Bruders vermeynter Geist unterhielt die Täuschung, die auch nicht einmal durch den Anblick ihrer Freunde zerstört wurde, denn sie glaubte, auch diese habe jener Blitzstrahl weggerafft. — Der Jüngling, durch lange erduldetes Elend, und kaum überstandene Todesgefahr an Geist und Leib geschwächt, sah in den Fremdlingen noch immer Verfolger, die nach seinem Blute dürsteten. — In Fritzens Busen kämpften die Freude über Ba-

bets

bets Erwachen, und die Furcht vor einem vom Himmel herabgefallenen Bruder, der seine Liebe vielleicht mißbilligen werde; diese Zweifel machten ihn stumm.

Wilhelm war der Einzige, der seine Geliebte gegenwart nach einigen Minuten wieder fand. Er bemerkte, daß dieser vom Regen überschwemmte Platz, und der traurige Anblick dieser Ruinen, nicht geschaffen wären, um gegenseitige Erklärungen zu geben und zu nehmen. Er gab seinem Freunde einen Wink, die erschöpfte Geliebte in ihre Wohnung zu geleiten; er selbst unterstützte ihren wankenden Bruder. Langsam schlich der Zug durch den triefenden Hayn. So oft Babets Hand oder Wange einen Tropfen von den Zweigen streifte, erschrak das arme Mädchen, und staunte jeden Baum oder Strauch mit einem gewissen wahnsinnigen Lächeln an, das nur zu sehr verrieth wie schwach ihre Vernunft noch immer gegen die Täuschungen der Einbildungskraft kämpfte.

Frisgens Auge hing unverwandt an Ihr — Ihr Arm ruhte in dem Seinigen — er zitterte wie die Eise, deren herabthauende Blätter die Stirn seiner Wangen kühlten — es war der schwerste Gang seines Lebens; er glaubte ihn nicht vollenden zu können, blickte ängstlich nach dem Hause, und wünschte es dennoch Meilen weit entfernt.

Wilhelm wurde von seinem hagern Gefährten scheu und furchtsam beobachtet. Je näher sie der Bohnung kamen, je mißtrauischer glurte das hohle Auge. Ein Paar mal schien er wirklich im Begriff zu entschlipfen, und wahrscheinlich hätte er diesem Triebe nicht widerstanden, wenn er nur Kräfte in sich geföhlt hätte, zwey gesunden Verfolgern zu entinnen. Deym Eintritt in das Haus zitterte er, und nur auf der Treppe gewann er wieder Muth, als er den wohlbekannten, treuen Knecht erblickte, der ihn mit Freudengeschrey entgegen stürzte.

So gelangten sie endlich in Dabets Zimmer, wo das verschwirterte Paar sich selbst, und Alles um sich her, mit fremden Blicken anstarrte. — Wilhelm sorgte für Ruhe und Erfrischungen; kräftige Arzeneien, auch für kranke Seelen.

Neuntes Kapitel.

Die Trennung.

Chevalier Belloy, der nemliche, den seine Schwester auf dem Wege nach America glaubte hatte Vater und Brüder an seiner Seite ermorden sehn, und sich der Wuth seiner Verfolger entzogen, indem er in unzugängliche Ruinen flüchtete, die ihm noch von seinen Knabenspielen her wohl bekannt waren. Hier wagte er, mehrere Wochen lang, nur bey Nacht mit den Eulen hervorzuschlüpfen, um sich wilde Wurzeln und Früchte zur dürstigen Nahrung zu suchen. Anfangs glaubte er die ganze Wohnung sey verwüestet, und auch

auch seine Schwester ein Raub der Blutdürstigen geworden, bis er sie einst, durch seine Fessenspalte, in tiefer Trauer am Fusse des Thurmes herumwanken sah.

Schon war er im Begriff, sich herab in ihre Arme zu stürzen, als die Furcht vor ihrer zu lauten Freude ihn plötzlich zurück scheuchte. Er konnte ja nicht wissen, ob und welche Menschen in der Nähe wären? ob sie nicht vielleicht eine Gefangene sey? — mußte er nicht Läufer und Spürhunde hinter jedem Strauche vermuthen? — Die trauernde Dabet entfernte sich wieder von dem Thurme, — und obgleich wenige Tage nachher, Mangel und Sehnsucht über alle Bedenklichkeiten siegen, und er gern auf jede Gefahr hervorgetreten seyn würde — so erschien die liebe Gestalt ihm doch nie wider so nahe.

Endlich hatte er beschlossen, da er sein Leben hier doch nicht länger fristen konnte, von der Verzweiflung geleitet seinen Schlupfwinkel zu verlassen,

lassen, und sich entweder in die Arme einer lebenden Schwester zu werfen, oder den Dolchen blutgieriger Mörder blos zu stellen. Er hatte dazu den Tag bestimmt, an welchem sein Wurzelvorrath zu Ende gieng, den er bey Mondschein gesammelt, und der ihn bis jetzt kümmerlich ernährte hatte.

Aber das war gerade der nemliche Tag, der die verfolgten Flüchtlinge in die Grotte trieb, und bald darauf den Garten und die ganze Gegend mit wildem Geräusch anfüllte. Philipp glaubte, er sey verrathen, ihn gelte dleßemüze Suchen, dleß Schnauben der wilden Thiere nach Beute. Auch war der Thurm mehr als Einmal von lärmenden Haufen umringt; die kühnsten drangen herein, und kletterten hier und da über bemooste Ruinen. Da aber nur eine enge Schlufe zu Philipps engem Winkel geleitete, vor welcher er noch über dieß Steine in künstlicher Unordnung aufgehürmt hatte, so entging er ihren Nachforschungen.

Doch schien ihm nichts gewisser, als daß er der Gegenstand derselben gewesen sey; seine Furcht verdoppelte sich, und in den Ersten Tagen nach dieser Begebenheit vertraute er sein Leben auch nicht einmal der nächtlichen Dunkelheit an, sondern überließ sich den quälendsten Hunger und Durst zum Raube, bis es ihm fast an der letzten Kraft gebracht, seinen Zufluchtsort zu verlassen.

Indessen sah er einigemal seine Schwester in der Gegend des Thurmes, und freute sich ihrer Rettung; aber stets erschien sie in Begleitung zweyer Fremdlinge, deren verdächtige Gegenwart ihn abhielt sich zu entdecken, um so mehr, da der tiefe Kummer in Babels Zügen ihn befürchten ließ, daß ihre Begleiter nicht Freunde, sondern Aufpasser seyn müßten.

Als er sich in der Hölle der Nacht zum Erstenmale wieder hervor wagte, um wenigstens seinen Durst an einem nahen Wassergraben zu

löschten, da trieb ihn die Verzweiflung bis in den Hof der väterlichen Wohnung, und hätte er die Hausthür offen gefunden, so würde er, dem Schicksal trotzend, bis in das Schlafgemach seiner Schwester gedrungen seyn; aber Alles war fest verschlossen. Sollte er Lärm machen? sollte er anklopfen? mußte er nicht jene gefährlichen Fremdlinge hier vermuten, die er täglich im Garten herumsehnen sah? — Unentschlossen wandte er umher, bis das Erste Hahneschrey ihn wieder zu seinen Ruinen jagte.

Doch länger dieses Maas des Elends zu tragen, war über die Kräfte eines Jünglings, der von Jugend auf im Schooß des Glücks, jede Freude tändelnd haschte, und jedem rauhen Lüftchen sorgsam auswich. Mangel und Verzweiflung entwickelten den Keim des Muthes, den Wollust und Ueberfluß bisher in ihm erstickt hätten; denn alle unsere Tugenden und Laster sind Kinder eines natürlichen oder erkünstelten Bedürfnisses. Unwiederrücklich hatte er beschlos-

sen

sen, in der kommenden Nacht auf jede Gefahr, sich einen Weg in das väterliche Haus zu bahnen, und, wenn es von Mördern bewohnt sey, in den Armen seiner Schwester zu sterben. Das Geblüthe kam ihm zuvor, sprengte seinen Kerker, und schleuderte ihn unter befreundete Wesen.

Das war es, was der durch Wehn und Brod erquickte Jüngling, seinen neuen Freunden mittheilte, so wie nach und nach die Erste Bekämpfung der wiederkehrenden Besonnenheit wich. Die Entdeckung, daß Wilhelm und Fritz Kriegsgefangene seyen, löste ihm bald Vertrauen ein; ihre blauen Röcke, die er bis jetzt für Uniformen der Nationalgarde gehalten, hörten auf, ihm verhaßt zu seyn; diese Männer hatten ja auch für seine Rechte gekämpft; sie waren seines politischen Glaubens, und durften ihn nicht verrathen. Wenn gleiche Noth und gleiche Grundsätze gedrückten Menschen einen Vereinigungspunct anwiesen, so schmiegen sich die misstrauischsten Seelen schnell und schwesterlich aneinander.

5 2

Auch

Auch vor Babets sanfter Morgenröthe verzogen sich die düstern Wolken. Sie fühlte wieder, daß sie lebe, und schien nicht unwillig über dieß Gefühl. Wilhelm, der jede Veränderung ihrer Züge forschend beobachtete, wagte schon zuverlässlicher, den prophetischen Traum für eine Täuschung der Einbildungskraft zu erklären; und als sie, um ihn zu widerlegen, die Geschichte von der Erscheinung ihres Vaters, und seines schauerlichen Zurufs, mit den kleinsten Umständen vorbrachte; als sie ihre Freunde ans Fenster zog, um ihnen die Stelle an der Pforte zu zeigen, wo der Geist gewandelt und geseufzt habe; da erröthete Fritz an ihrer Seite — stammelte, und gestand — daß er die rufende Gestalt gewesen. Schüchtern bat er um Verzeihung für diese zu laut gewordenen Seufzer.

Babets Freude über diese Aufklärung, diente ihr die holde Schaam zu verbergen, die bey Fritzens Geständniß auf ihren Wangen glühte. Sein abentheuerlicher Ritterzug brachte ihr zugleich
die

die seltsame Wildheit ins Gedächtniß, mit der er, bey dem Ausgang aus der Einsiedler-Hütte, den Wunsch mit ihr zu sterben herausgestossen hatte. So unerfahren sie auch in der Liebe war, so hätte sie doch darauf geschworen, das sey Liebe — und die Rosenfarbe ihres Gesichts verwandelte sich in Scharlach.

Philipp, schon längst mit jeder Leidenschaft vertraut, errieth, was in dem Herzen des Fremdlings vorging. Die Eroberung seiner Schwester schien ihn zu freuen, da er in seiner eigenen bedrängten Lage ihr nicht zum Schutz dienen konnte, und daher mit Freuden ihre Ehre bey einem Wiedermanne in Sicherheit brachte. Daß der bescheidene, an der Hofspforte seufzende Fritz kein Verführer sey, lehrte ihn seine Erfahrung, die ihn auf den Ersten Blick einen Neuling errathen ließ, und Wilhelm beruhigte ihn gänzlich, da er noch am nemlichen Abend einen günstigen Augenblick ergriff, ihn von der unzweydeutigen Liebe seines Freundes zu unterrichten.

„Ist Er ein Edelmann?“ war die einzige verkäufliche Frage, die der Alf Franke dem Deutschen vorlegte, und nachdem Wilhelm sie durch eine Wendung zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, so willigte er mit Freuden in den Vorschlag, daß Babel, sobald die Kriegsgefangenen ausgewechselt würden, Friesen als Gattin folgen solle.

Der schüchterne Liebhaber war indessen mit dem Gegenstand seiner Wünsche allein geblieben, aber mit dem Gewitter war auch sein Muth wieder verschwunden; er ließ die schöne Gelegenheit entschlüpfen, am heitern Abend zu vollenden, was er am schwülen Mittag begonnen hatte. Stumm saßen sie neben einander — beyde schlugen die Augen nieder — er, weil er schon zu viel gesagt, sie, weil sie schon zu viel errathen hatte.

Mit dem seligen Gefühl entronnener Gefahr, verlebte die kleine Gesellschaft, in traulicher

cher Zufriedenheit, den frohen Rest eines Tages, dessen Erste Hälfte so drohend schien. Man pflog Rath, was nun mit Philipp anzufangen? Babel bestand darauf, ihn in dem sichern Gewölbe zu verbergen, bis die republikanischen Stürme ausgetobt haben würden, und Philipp selbst war anfangs geneigt dazu. Als er aber hörte, welchen Schatz man gefunden, als er das Kästgen voll Diamanten sah, mit dessen großen Werth er die unwissende Gesellschaft bekannt machte; da änderte er plötzlich seinen Entschluß.

Zwar war er zu großmüthig, oder vielmehr zu leichtsinnig, um von der Verlassenheit seines Vaters, trotz dem Schwesterlichen Bitten, mehr als einen kleinen Theil anzunehmen; „er wolle,“ sagte er, „den Brautschatz seiner guten Babel nicht schmälern,“ verscharte aber, diese drey Dinge, die er sich zueignete, würden hinreichen, ihn glücklich über Frankreichs Grenze zu führen. Dann werde er sich ausrüsten, wie es seinem Stande gezieme, zu der Armee des Prinzen

Condé eilen, und den Boden seines undankbaren Vaterlandes nicht eher wieder betreten, bis er sein väterliches Erbe mit gewaffneter Hand zurückfordern könne. „Dein Schicksal, meine Babet,“ sagte er mit einem verständlichen Lächeln, „lasse ich in den Händen dieser wackern Männer. Sie sind Edelleute, sie sind Soldaten, ich bin ruhig. Ihnen übertrage ich Vatergewalt und Bruderpflicht, die das Schicksal mir nicht vergönnt, selbst an dir zu üben. Unter ihren Schutz verlasse diese zerstörten Wohnungen, so bald sie dich dazu auffordern.“

Vergebens suchte Babet ihn zu überreden, das sichere Gewölbe der unsichern Flucht vorzuziehen; vergebens erbot sie sich, wenn er von seinem Vorsatz nicht abstehe wolle, ihn zu begleiten und jede Gefahr mit ihm zu theilen; er hatte gegen beides so viele theils wichtige theils scheinbare Gründe, und Wilhelm — wiewohl er im Herzen den Leichtsinns nicht billigen konnte, mit ihm der Chevalier seine einzige Schwester auf gut Glück

Glück Leuten Preiß gab, die er zum Erstenmale sah — unterstützte ihn dennoch so berebt, daß Babet endlich nachgeben mußte.

Der alte Knecht verschaffte seinem jungen Herrn eine Bauerkleidung; man schnitt ihm das Haar ab, man verwandelte sein milchweißes Stutzergesicht in ein von der Sonne verbranntes Winzerantlitz, und, mit großen Holzschuhen ausgerüset, in Begleitung des treuen Knechts, dem Weg und Stieg im Lande wohl bekannt waren, trennte der unbesonnene Jüngling sich um Mitternacht von der weinenden Schwester. Sein Erster Gang war nach Montauban, wo er auf die Unterstützung eines sichern Freundes rechnete, der ihm weiter helfen sollte.

Nach seiner Abreise lebten die Zurückgebliebenen in Ruhe und Eintracht länger als Einen Monat. Freß genoss süße Stunden, aber nur im Anschauen der Geliebten; denn so oft ihm auch Wilhelm im Scherz und Ernst seine Schüchtern-

ternheit vorwarf; und so oft er auch selbst den heroischen Entschluß faßte: heute ganz gewiß sein Herz aufzuschließen, und die Entscheidung seines Schicksals von Babet's Lippen zu ersehen; so schlich er doch jeden Abend nach der Stadt zurück, wie er gekommen war, und vertraute den Bäumen, was er dem Ohr seines Mädchens hätte vertrauen sollen. — Wir können nur Eines zu seiner Entschuldigung anführen: Babet vermied heimlich sorgfältig mit ihm allein zu seyn, und eine Liebeserklärung, in Gegenwart selbst des besten Freundes, ist, Gott weiß warum, eine schwere Sache.

Indessen konnte es doch nicht lange mehr so bleiben. Es war unschicklich, daß ein sechszehnjähriges Mädchen täglich Besuch von zwey jungen Offizieren empfing. Freylich lebten sie in einer Zeit, wo sich niemand darum bekümmerte; und wo die neuen Ehestandsgesetze manches heiligsten, was vormals ein Greuel gewesen seyn würde. Aber Babet selbst empfand das zwey-

deutige

deutige ihrer Lage, ihr zartes Gefühl empörte sich dagegen, und nur ihre Hüßlosigkeit konnte sie verleiten, die Stimme der verwundbarsten weiblichen Sietsamkeit zu unterdrücken. Hierzu kam noch der Umstand, daß ein allgemeines Gerücht von baldiger Auswechslung der Gefangenen sprach, eine Begebenheit, die sich täglich und plötzlich ereignen konnte. Eine schnelle Abreise mußte dann den günstigen Erfolg von Fritzens Erklärung noch zweifelhafter machen, denn die Erfahrung lehrt, daß eines Mädchens Jawort leichter zu entlocken ist, wenn man ihm einen langen Brautstand verspricht, und ihm Zeit läßt sich in die neue Lage zu denken. Ueberraschung konnte Alles vederben.

Das, und noch weit mehr, predigte Wilhelm seinen blöden Freunde täglich vor, auch mangelte es Fritzen nicht an Ueberzeugung, sondern an Muth, den keine Predigt zu geben vermag. Eines Abends, als sie in der Dämmerung den Hinweg langsam dahin schlenderte, geriet

geriet Wilhelm auf den Einfall, ihm durch
 Erwas, dessen bloße Möglichkeit einen Liebhaber
 zur Verzweiflung treiben kann, neue Spannu-
 kraft zu geben. „Wie, sprach er, wenn du
 „durch dein Zögern die Unschuld und Keuschheit
 „deiner Geliebten in Gefahr setzest? wie wenn
 „eine Horde zügelloser Bauern, durch irgend
 „eine nichtswürdige Veranlassung — die sich
 „zwar nicht voraussehn, aber bey dieser Gäh-
 „rung täglich befürchten läßt — abermals in
 „Dabets Wohnung geschleudert würde? — das
 „Erstmal beschämte sie der gräßliche Anblick der
 „Leiche ihres Vaters, was aber würde jetzt vor
 „viehischen Mißhandlungen sie schützen?“ —

Fritz blieb stehn, sah ihn stark an, und
 bebt.

„Und wer steht dir dafür,“ fuhr Wilhelm
 fort, „daß in dem Augenblicke, wo wir hier ru-
 „hig wandeln —“

„Um

„Um Gottes Willen! schweig!“ rief Fritz
 mit bebenden Lippen: „du hast gestegt! hier ist
 „meine Hand — so wahr das Siebengestirn da
 „über uns stimmt! und so wahr Gott hoch über
 „dem Siebengestirn thronet! Morgen sage ich ihr
 „Alles! —“

Wilhelm empfing Schwur und Handschlag
 seines Freundes. Um ihm den kühnen Schritt
 zu erleichtern, versprach er, morgen unter dem
 Vorwand einer Unpäßlichkeit zu Hause zu blei-
 ben. Fritz eilte nun, wie ein Träumer, in
 weiter Entfernung vor ihm her. Dachte sich
 zu den Füßen seines Mädchens, suchte Worte für
 seine Leidenschaft, und fand, daß entweder Da-
 bets Sprache arm, oder er im Französischen ein
 Stümper sey.

Kaum hatten sie ihre Wohnung erreicht; kaum
 hatte sich Wilhelm dem Ersten Schlummer, und
 Fritz den süßen Träumen der Liebe überlassen,
 als heftig an das Haus geklopft, und bald dar-
 auf

auf die Thür von dem Wirth geöffnet wurde. Ein Haufe von Menschen polterte ungestüm die Treppe herauf, ein Kommando Soldaten trat in das Zimmer. Wilhelm fuhr aus dem Schlaf empor, rieb sich die Augen, und wußte nicht, wie ihm geschah. Ein Offizier von der Nationalgarde, seines Handwerks ein Fleischer, verkündete ihnen mit rauher Stimme: daß die Zahl der Kriegsgefangenen in dieser kleinen Stadt sich allzusehr angehäuft; daß man unruhige Bewegungen bemerkt, und die Municipalität daher für dienlich erachtet habe, die Hälfte ihrer Gäste dem nächsten Departement abzuliefern. Lieutenant Perlstadt stehe auf seiner Liste, und werde sich daher gefallen lassen, ihm sogleich zu folgen.

Friz erstarrte. Wilhelm faßte sich, und äußerte die Hoffnung, daß man wenigstens ihn nicht von seinem Freunde trennen, sondern sie beyde vereint an den neuen Ort ihrer Bestimmung bringen werde.

„Sol-

„Solche Freundschaften zu trennen, ist eben die Absicht der Municipalität,“ versetzte der Offizier hämisch, und bat zu eilen, weil er noch mehrere Gefangene aus ihren Betten holen müsse. „Um des Übels willen,“ setzte er hinzu, „der jeden Fremdling haßt, mögen Sie es unseiner Obrigkeit Dank wissen, daß sie befahl, Sie bey Nacht aus den Thoren zu bringen.“

Wilhelm begriff leicht, daß jede Widerseßlichkeit hier fruchtlos seyn würde. Friz war zu betäubt, um irgend etwas veranstalten zu können. Wilhelm packte seines Freundes wenige Habseligkeiten zusammen, und raunte ihm ins Ohr: „Haste Muth! ich werde an deiner Statt morgen mit Babet sprechen.“

Stumm lag Friz in Wilhelms Armen; stumm wanderte er, von Grenadieren umgeben, durch die öden Straßen; am Thore fand er den Haufen seiner Reisegesährten bereits versammelt, betäubt wankte er zwischen ihnen fort, und nur dann

dann erst erleichterte ein Seufzer seine Brust; als sie in der Stille der Nacht vor Babets Wohnung vorüberzog.

Fünftes Kapitel.

Das Fieber.

Die schöne Trauende nahm die Nachricht vom dem plötzlichen Verschwinden ihres Liebhabers nicht gleichgültig auf; denn ungerechnet, daß ein Jüngling, dem ein Mädchen Alles ist, für die strengste Schöne doch immer Etwas seyn muß, empfand Babet auch wirklich das herzlichste Wohlwollen für Fritz, und wer weiß wie weit dieß Gefühl, dem sie sich ohne Mißtrauen überließ, sie noch geleitet haben würde, hätte nicht Wilhelm's Gegenwart, ihm und ihr selbst unbewußt, jede sanftere Bewegung für seinen Freund erstickt.

Der Schmerz über die Trennung von Fritzem war mehr eine Theilnahme an Wilhelm's Kummer, ja, wir wollen bekennen, daß sogar eine Mischung von geheimer Freude hinzu kam, weil sie in Zukunft mit Wilhelm, ohne einen so scharf sehenden Zeugen, als Liebhaber gewöhnlich sind, umgehen würde. Doch glaube man ja nicht, sie habe diesen Gedanken laut gedacht; nein, nur ein dunkles Gefühl, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft ablegte, oder ablegen mochte.

Mit der kindlichsten Unbefangtheit legte sie auf Spaziergängen ihre Hand in die Sehnige; oder schmiegte sich näher an ihn, wenn ein rauher Herbstwind über die Stoppeln fuhr; oder ließ sich von ihm über einen von Regenwasser zusammen gelaufenen Bach tragen; oder riß ihm ängstlich das Glas aus der Hand, wenn er erblüht war und einen hastigen Trunk thun wollte; — kurz, sie gab ihm unwillkürlich so manche Beweise ihrer unschuldigen Neigung, und die aufglimmende Liebe ließ ihrer verführerischen Ge-

stalt so viele neue Netze, daß es ganz der unendlichen Liebe für Hannchen und der biedern Freundschaft für Fritzgen bedurfte, um nicht zwischen diesen Blumen in einen gefährlichen Schlummer gewiegt zu werden.

Noch nie vollständig hatte er eine schwerere Prüfung bestanden. Mit den Irrgängen des menschlichen Herzens bekannter als Babet, wagte er es hinab zu steigen — konnte sich es nicht verheelen, daß die Schönheit und Unschuld dieses Mädgens ihn mächtig anzogen — zitterte — und beschloß, um der Gefahr desto schneller auszuweichen, die Entdeckung der ihm anvertrauten Wünsche zu beschleunigen.

Er kehrte sich nicht daran, daß Babet ein solches Gespräch vermied, und, wann sie es nicht vermeiden konnte, abbrach; sondern erklärte ihr mit Zudringlichkeit und Feuer: daß es in ihrer Macht stehe, seinen Freund, und durch jenen auch ihn zu beglücken. — Babet hatte auf Al-

les, was Wilhelm zu Gunsten des Abwesenden mit unerschöpflicher Veredsamkeit vordrachte, nur Eine Antwort:

„Liebe ich ihn denn?“ fragte sie erröthend, indem sie den Schleier ihrer langen Wimpern vor die feuchten Augen zog. „Liebe ich ihn denn?“ — wiederholte sie glühend, indem sie den glücklicheren Fürsprecher mit einem schmelzenden Blicke ansah, und ihn erröthen ließ, was er nicht errathen durfte. — Kurz, der Freywerber mußte mit dem zweydeutigen Versprechen vorliebnehmen: sie wolle ihren Entschluß der Zeit überlassen, seinen Wünschen nicht entgegenkämpfen, sondern aufrichtig bekennen, so bald sie etwas mehr als Freundschaft für Fritzgen zu fühlen anfange.

Seine Abwesenheit, und Wilhelms tägliche Gegenwart, waren freylich nicht im Stande eine solche günstige Verwandlung zu bewürken. Und warum zog der Letztere sich nicht bescheiden zurück,

da er nur zu deutlich merkte, daß sein Umgang der Geliebten seines Freundes gefährlich werde? — Ein paar Sophistereyen, von der Eitelkeit untergeschoben, verhinderten diesen nothwendigen Schritt. „Sie ist ganz allein,“ dachte er, „sie hat keinen andern Beschützer als mich. Ich darf es nicht wagen, die junge, hilflose Waise jedem Zufall Preis zu geben. — Und dann das Interesse meines Freundes. Muß ich nicht vielmehr meine Besuche verdoppeln, um sie täglich von seinen Vorzügen zu unterhalten, und so vielleicht nach und nach ihr Herz zu entflammen?“

Ach! das mögte Alles noch hingehn; wenn er ihr nur wenigstens vertraut hätte, daß er verheyrathet, an ein geliebtes Weib vermählt, und wahrscheinlich auch schon Vater sey. Aber — wir müssen hier eine Schwachheit unsers Helden bekennen — eine Schwachheit, die er mit zwey Drittheilen seines Geschlechts gemein hatte — so gewiß er nemlich keinen Anspruch auf Dabets

Liebe

Liebe machte; so fand er sich doch heimlich so sanft dadurch geschmeichelt, daß ihm eine solche Entdeckung von Tage zu Tage saurer wurde. Oft schon schwebte das entscheidende Wort auf seinen Lippen, aber Einer von Dabets holden Blicken drängte es wieder zurück; und ob er gleich übrigens nicht das Geringste beytrug das Flämmgen zu nähren, so war es doch immer Hochverrath an Freundschaft und Liebe, es nicht auszulöschen. Ferne sey es daher von uns, den Schwächling vertheidigen zu wollen, über den seine Eitelkeit den Meister spielte.

Er selbst wagte es nicht, sich vor dem Richterstuhl seines Gewissens zu vertheidigen; er selbst quälte sich mit bitteren Vorwürfen, und rüstete sich täglich mit frommen aber ohnmächtigen Entschlüssen, bis noch zu rechter Zeit ein guter Engel ihm zu Hülfe eilte.

Als er eines Abends in tiefen Gedanken auf sein Zimmer trat, fand er einen Brief von Hann-

gen auf dem Tische. Er erröthete, brückte die wohlbekanntem Schriftzüge an seine Lippen, und entsegete hastig. Sie meldete ihm ihre glückliche Niederkunft, beschrieb ihm den holden Knaben — ihre Mutter-Freude — ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vater — und das Alles herzlich! in dem ganzen Briefe nicht eine Spur von Argwohn, überall die Merkmale des liebevollsten Zutrauens, das auch den entfernten Gedanken an Möglichkeit der Untreue mit Unwillen verwarf — ha! das wirkte mächtig auf den edlen Bestrickten; eine Thräne zitterte in seinem Auge, er hob feyerlich die Rechte empor, und schwur, allein mit Gott und seinem Gewissen, diesen Brief in der Hand, morgen vor Väter zu erscheinen.

Und wahrlich! er hätte Wort gehalten; aber das launige Schicksal war noch nicht müde, den Knoten immer mehr zu verschürzen; denn Wilhelm erwachte sehr früh, von einem Fieberfrost geschüttelt, den er sich durch Verkältung am ge-

strigen

strigen feuchtesten Herbstabend zugezogen hatte. Anfangs achtete er dessen nicht. Er wollte aufstehn und sich ankleiden, aber kaum hatte er sein Lager verlassen, als das Fieber ihn heftiger packte, und Schauer auf Schauer ihn nöthigten, das Bett wieder zu suchen.

Es war nur ein einziger Arzt in dem Städtgen, der mit Wilhelms Ungeduld in einen Bund trat, die unbedeutende Krankheit zu verschlimmern, und schon am fünften Tage fühlte sich der Kranke durch überhäufte Arzeney so entkräftet, daß er sein Vaterland nie wieder zu sehen befürchtete.

Als Väter einige Tage vergebens ihren Freund erwartet hatte, sandte sie einen Bauerknaben nach der Stadt, um Erkundigung einzuziehen. Die Nachricht von der Gefahr, in welcher der heimlich Geliebte schwelte, versetzte sie in unaussprechliche Angst. Hundertmal stand sie im Begriff an sein Lager zu eilen, hundertmal

hielt

blet die jungfräuliche Schaamhaftigkeit sie zurück. Sie fühlte sie, und gestand es sich zum Erstenmale, wie lieb ihr Wilhelm sey, und daß nur um seinetwillen das Leben neuen Reiz für sie gewonnen habe. Täglich mehr als Einmal mußte der Bube nach der Stadt rennen und Botschaft bringen. Die Ungeduld, mit der sie seine Rückkunft erwartete; die fragende Kengstlichkeit, mit der sie ihm entgegen sah, waren die sprechendsten Verräther ihrer um sich greifenden Leidenschaft.

Wilhelms Krankheit, ohne eben gefährlich zu seyn, zog sich in die Länge; es blieb etwas Schleichendes zurück, das ihn immer mehr und mehr entkräftete. Er wanke nach einigen Wochen zwar wieder im Zimmer umher, aber er konnte noch keine Treppe steigen, und durfte es nicht wagen, sich der rauheren Herbstluft auszusetzen. Indessen gab er seiner besorgten Freundin immer hoffnungsvolle Nachrichten und hatte sich so an die Erscheinung des kleinen Boten gewöhnt,

wöhnt, daß er um die Stunde, wenn jener zu kommen pflegte, immer am Fenster stand, und ihn mit Verlangen erwartete.

Möglich blieb der Knabe aus. Er kam nicht des Morgens, er erschien nicht am Abend. Das befremdete Wilhelmen den ersten Tag; den zweyten beunruhigte es ihn; den dritten versetzte es ihn in Angst, und am vierten war es ihm unmöglich, länger in dieser quälenden Ungewißheit zu bleiben. Er warf einen Oberrock um, stützte sich auf eine Krücke, und wanderte, von einem drohenden Nebel umflossen, mühsam die wohlbekannte Straße.

Als er Babers Wohnung von ferne erblickte, flopfte ihm das Herz; aber er trug seinen Talisman, Hannchens Brief, im Busen, und es war nur freundschaftliche Besorgniß, die dieß ängstliche Pochen verursachte. Die Erwartung verdoppelte seine Kräfte und Schritte. Er trat mit umherschweifenden Blicken in die Pforte; er

gieng durch den oben Hof; er leuchte die Treppe herauf, fand alle Thüren im Hause offen, maber alle Zimmer leer. Da war keine Spur von Babet oder ihrem Mädgen; da verrieth kein Laut ein lebendes Geschöpf.

„Bielleicht,“ dachte er, „hat wieder irgend ein Tumult sie genöthigt, in dem Gewölbe Stcherheit zu suchen.“ Er wagte es, ohne Licht, hinunter in den Keller zu tappen, und mit den Händen die Gegend zu suchen, wo der Eingang des Gewölbes mit lockern Steinen verthahrt war. Er fand ihn, und lispelte leise — dann lauter und krümer lauter: Babet! ich bin es! es ist ihr Freund! — Vergebens! Alles stumm.

„Möglich,“ so tröstete er sich wieder: „daß die Einsamkeit ihren Gang zur Schwärmerey erneuert hat. Bielleicht finde ich sie in der Grotte.“ — Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, in der Dunkelheit den Rückweg zu finden.

Er

Er kam in den Garten, durchstrich den entlaubten Hayn, gieng leise über die kleine Brücke, stand vor der Grotte — und sah nichts als das Bild der Verwesung.

„Mein Gott!“ rief er, „was ist dem hülflosen Geschöpfe wiederfahren!“ — Er schwelgte nun mit sinkenden Kräften in der ganzen Gegend umher, besuchte die Einstiegeley, vergaß auch nicht die Ruinen des Thurms; zwischen denen er herum kletterte, rief Babets Namen überall — und immer vergebens!

Einmal täuschte ihn das Murmeln der Wellen, ein Anderesmal das Geräusch, welches ein Eichhörnchen im nahen Busche machte. Immer glaubte er Babet zu umfassen, immer trog ihn seine Hoffnung, und mit jedem Augenblicke verminderten sich seine Kräfte. Erschöpft sank er endlich unter die Linde im Vorhof, und überließ sich einer Gedankenlosen Betäubung. „Ist denn kein barmherziger Mensch in der Nähe,“

„der

„der mir Auskunft geben könnte! — Mögte doch
 „nur der kleine Vöte erscheinen!“ — Vergebens!
 sein Wunsch blieb unerhört, und die hereinbre-
 chende Dämmerung zwang ihn endlich, den Rück-
 weg anzutreten, ohne auch nur irgend eine wahr-
 scheinliche Vermuthung zum tröstenden Geleits-
 mann mitzunehmen.

Von trüben Ahnungen gemartert, von dem
 Gedanken an die Verzweiflung seines Freundes
 gefoltert, näherte er sich mit gesenktem Haupte
 den Thoren der Stadt, als ihm ein Bauernka-
 be mit einem: *allons enfans de la patrie!*
 entgegen kam, und durch den munteren Gesang
 ihn aus seinen Träumen weckte. Er blickte auf —
 es war der kleine Vöte. „Ha! rief er hastig;
 „wo ist die Dame geblieben, die seit einigen Wo-
 „chen dich täglich zu mir sandte?“

„Die Dame?“ versetzte der Bursche gleich-
 gältig: „ich weiß es nicht. Vor drey Tagen
 „bestellte sie mich, wie gewöhnlich, auf den An-
 „bern

„den Morgen; als ich aber zu ihr gieng, war
 „sie ausgeflogen; ich fand Niemanden im gan-
 „zen Hause.“

Mehr war aus dem Bösen nicht zu bringen,
 denn — er wußte selbst nicht mehr. Der lä-
 stigen Fragen müde, rückte er seinen Hut, fieng
 wieder an zu singen, und gieng seiner Wege.

Zwölftes Kapitel.

Die Feuersbrunst.

Babets plötzliches Verschwinden hatte einen so
 tiefen Eindruck auf Wilhelm gemacht, daß er sich
 kränker als jemals fühlte; und er würde vielleicht
 einem gefährlichen Rückfall nicht entgangen seyn,
 wenn er nur Zeit gehabt hätte an sich selbst zu
 denken, und wenn er den Rath seines Arztes
 hätte befolgen mögen, der ihn antrieb das Bette
 zu hüten; denn nirgends wird man leichter krank;
 und

und kränker als im Bette. So aber vergaß er sich selbst, grübelte unaufhörlich über das Schicksal seiner Freundin, und trieb sich auf allen Landstraßen herum, um etwas von ihr zu entdecken; wobey denn frische Luft und Bewegung dem Arzte den heftigsten Storch spalteten, seinen Patienten ohne alle Arzney wieder herzustellen.

Aber sein Gewissen kränkelte und war sehr empfindlich bey der leisesten Verführung. Zu der Schuld, die es wirklich trug, kam noch eine Andere, die es ersinderlich sich selbst aufbürdete, und von der es nicht minder heftig genagt wurde. Wenn nemlich, nach langem Sinnen und Grübeln, Wilhelm keine Ursach von Dabets geheimnißvoller Flucht errathen konnte, so flüsterte ihm am Ende die Eitelkeit zu: sie sey vor ihm geflohen, um von der lindernden Zeit eine Wunde heilen zu lassen, die, wie seine Kälte ihr verrieth, die Liebe nicht heilen wollte.

Ach! hätte er ihr doch nur früher gesagt, daß er vermählt sey! es wäre nie so weit gekommen!

ten! — wenn ein Wanderer, der Wege unbekundig, einem düstern Walde naht, und eine Heerstraße findet, so geht er mit Zuversicht weiter; auch ein Fußsteig kann ihn locken; ist aber nirgends weder Weg noch Stieg, so kehrt er um. Eben so mit dem Labyrinth der Liebe, in welchem Amors Strauchdiebe lauern, durch welches aber auch Dymens große Heerstraße führt. Ist diese versperrt, so sucht irgend ein Werther wohl einen verbotenen Fußsteig; ein frommes Mädchen aber kehrt um und flieht, so lieblich auch Amors Duben auf Nachtigallepfaffen locken mögen. — Gewiß hätte Dabet ihre Leidenschaft bekämpft! gewiß wäre sie schon die Braut seines bloßen Gefährten, wenn nicht kindische Eitelkeit — ach! wie ihn das Schaamröth vor sich selbst macht! — und wahrlich! die schlimmste Gattung der Schaamröthe ist diese, die uns ohne Zeugen überrascht.

Wo sollte er nun nach Dabet fragen? —
Wo sollte er Erkundigung von ihr einziehen? —

es war sogar gefährlich mit allzurasthem Eifer nach ihr zu forschen. Die Schritte der Gefangenen, ihre Treden und Gespräche wurden belauert; Dabert gehörte zu einer verhassten Familie; das war die Interesse, welches er für sie äußerte, konnte den Verdacht einer geheimen Verbindung erwecken, und eine geheime Verbindung war in jenen Zeiten auch immer eine Verschwörung. Er durfte sich also nur hingeworfene Fragen erlauben, oder durch Umwege zu seinem Zwecke schleichen; aber die kargen Antworten, die er auf diese Weise erhaschte, brachten kein Licht in seine Finsterniß. — Er schwieg endlich, und erwartete vom Zufall die Auflösung des Räthfels.

Um solch einen Zufall wo möglich die Hand zu bieten, schweifete er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der ganzen Gegend nach allen Richtungen umher, versäumte auch nicht, von Zeit zu Zeit Daberts Wohnung zu besuchen, die er jedoch immer öde fand.

Eines Abends, als er müde durch ein Dorf wanderte, um seine abermals getäuschte Hoffnung unmuthig nach Hause zu tragen, hörte er, als er kaum das Dorf im Rücken hatte, plötzlich Feuer schreyen! Er wandte sich, und erblickte ein Bauerhaus in vollen Flammen, die so schnell um sich griffen, daß, ehe noch Wilhelm nahe hinzu eilte, die Nachbars-Häuser schon ergriffen waren. Die Einwohner liefen von allen Seiten herbey, es rettete was retten konnte, und Wilhelm half treulich fortschleppen, was ihm unter die Hände fiel. Bald lud er einen vollen Schrank auf seine Schultern, den nur die Angst zu tragen ihm Kräfte lieh; bald krümmte er sich unter einem schweren Kasten mit Innengeug; bald stand er, um Athem zu schöpfen, am Brunnen und zog die Wassereymer auf. — Die Flamme wüthete immer fort, das Feuer prasselte, die Dienden schrien, die unglücklichen Eigenthümer heuleten, die Sturmglocke lönte dazwischen.

Plötzlich drang durch das fürchterliche Geräuse ein schneidendes Sekreisch in Wilhelms Ohr.

Er machte sich Platz nach der Gegend aus welcher die Jammersöhne schallten, und erblickte ein junges Weib, das sich am Boden krümmte. Sie war auf dem Felde und arbeitete, als das Feuer ausbrach; sie stürzte athemlos herzu, und fand ihre Hütte in Flammen. Einen Säugling ließ sie in der Wiege, und einen Knaben von acht Jahren neben der Wiege, sein Schwefstergen zu bewachen. Beyde waren nirgends zu finden — die Flamme verwehrte jeden Zugang — das Dach drohte bereits den Einsturz.

Das Weib lag am Boden, und raufte sich die Haare aus, und schrie, daß es die Herzen der Umstehenden durchschnitt: meine Kinder! meine Kinder! mein Anton! meine kleine Babet! — Wilhelm konnte dieses gräßliche Schauspiel nicht ertragen. Ohne Ueberlegung — denn auch die kleinste hätte, bey der augenscheinlichen Gefahr, ihn von der raschen That zurückgehalten — ohne Ueberlegung stürzte er in die Flamme.

Die Umstehenden schauderten — die Mutter richtete sich auf ihre Kniee, und hob die Hände betend gen Himmel — Worte vermogte sie nicht zu stammeln — sie schrie nur — und Gott hörte dieses Schreyen! — Mit dem kreischenden Duben in Einem Arm, mit dem schlummernden Säugling in dem Andern, kehrte der Retter nach einer halben Minute zurück, und stürzte, von Rauch und Dampf fast erstickt, ohnmächtig zu den Füßen der winselnden Mutter.

Ihre Freude gieng in den rührendsten Wahnsinn über. Sie drückte die Kinder heftig an ihre Brust — lachte, weinte, betete — kroch dann zu Wilhelm, küßte ihm die Füße — badete ihn in Thränen — segnete ihn! — dann hob sie den Säugling zitternd gen Himmel, und befahl dem Knaben die Hände zu falten: Bete! Bete für unsern Wohlthäter! — Greise standen umher, Zähren hiengen an den grauen Wimpern; sie zogen ihre Mützen ab, als

Helm die Augen wieder aufschlug, und betrachteten ihn mit Ehrfurcht als ein höheres Wesen.

Die Flamme war gelöscht, kein Mensch hatte das Leben verloren, und Wilhelm war der Einzige, der sehr übel zugerichtet da lag, unvermögend sich nach Hause zu schleppen. — „Edler Fremdling!“ sagte das Weib, „ich wollte dich gern in meine Hütte führen, aber ich habe keine mehr!“ — Komm zu mir! Komm zu mir! könnte es von allen Seiten. Man stritt sich um die Ehre den Fremden zu beherbergen, der so großmüthig sein Leben wagte. Ein Greis erhielt endlich den Vorzug, weil sein Haus das nächste war. Man trug ihn sanft dahin, man legte ihn auf ein Bett, und holte geschäftig Alles herbey, was zu Vinderung seiner Schmerzen, und zu seiner Erquickung dienen konnte.

Das dankbare Weib wachte die Erste Nacht bey ihm. Sie saß, mit dem Säugling an ihrer Brust, vor seinem Bette, und sandte leise Gebete

für seine Genesung gen Himmel. Man hatte ihm eine Salbe von Baumöl und süßser Saffene, mit etwas Bleiweiß vermischt, auf die verbrannten Stellen gelegt, ein Mittel, welches die Schmerzen so kräftig linderte, daß er gegen Mitternacht entschlummerte, und am andern Morgen erst spät ziemlich gestärkt erwachte.

Süßes Erwachen! wenn der Erste Gedanke an einer guten That von gestern hängen bleibt. — Süßes Erwachen! — Die glückliche Mutter saß vor ihm, und lächelte ihm unaussprechlich heiter an. Sie wickte die kleine Babet ihm hin, als wollte sie sagen: „siehe da das harmlose Geschöpf! es lebt durch dich!“ — Der liebe Name Babet weckte angenehme Erinnerungen in ihm, so wie er vielleicht gestern, als die Mutter ihn freischend aussprach, ihm unbewußt die rasche That bewirken half.

Er ersuht jetzt, daß der Gatte des jungen Weibes und sein Bruder unter der Nationalgarde

blenten; daß sie vor Kurzem zu einer Expedition commandirt worden, von welcher man sie täglich zurück erwarre, und daß sie, durch die Feuerbrunst verarmt, nichts Schmerzlicher empfinden würden, als die Unmöglichkeit ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Mit der zärtlichsten Sorgfalt wurde Wilhelm so unermüdet gepflegt, daß er nach wenigen Tagen im Stande war, seinen gutherzigen Wirth zu verlassen. Segenswünsche schallten ihm von allen Seiten nach. Das junge Weib begleitete ihn bis vor das Dorf, wollte bey'm Abschied seine Hand küssen, und bat ihn schluchzend sie nicht zu vergessen, sondern so oft sein Weg ihn hier vorbeysühre, bey ihr einzusprechen, und sich seiner edlen That zu freuen.

Er versprach, sie bald wieder zu besuchen, schüttelte ihr herzlich die Hand, und im Geleite des süßen belohnenden Gefühls, der Wohlthäter
einer

einer wackern Familie geworden zu seyn; glantz er leicht und munter nach Hause.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Reisepaß.

Während Alles dieß auf dem Tummelplaz der Freyhelt sich zutrug, erböste die Natur einen kleinen Gefangenen, der schon lange mit Sehnsucht erwartet wurde. Hannchen gebahr einen Knaben — schön wie ein Maytag würde ich sagen, wenn die Maytage nur immer schön wären. Also geschwind etwas bestimmteres: der kleine Wilhelm war so schön, als jede Mutter ihren erstgebohrnen Sohn hält. Hannchen fand ihn, wie es bey den Müttern gebräuchlich ist, schon in den ersten vierzehn Tagen sehr vernünftig; sie allein sah ihn lächeln; sie allein erblickte in seinem kaum sichtbaren Näschen die Anlage zu der Habichtsnase ihres Satten; sie wollte bemerkt ha-
ben,

hen, daß er sie schon kenne; daß er die Hände nach ihr ausstrecke — kurz, der Knabe war ein kleines Wunder, wie denn die ganze Welt, wenn man den Müttern glauben dürfte, mit solchen Wundern baddelert seyn würde.

Die Freunde über die Geburt des Knaben wurde dem armen Hannchen gar sehr durch die Nachricht von Wilhelms Gefangenschaft verbittert. Zwar gereichte es ihr zu einigem Troste, daß weder Säbel noch Feuerschlünde mehr seinem theuren Leben drohen, und daß sie ohne Zittern von gellesterten Schlachten hören und lesen durfte; aber schwebte der Geliebte drum nicht doch in tausend Gefahren, die vielleicht schwerer abzuwenden seyn mochten, als das Bajonett eines Grenadiers im offenen Felde? — lebte er nicht in einem Lande, wo ein aufgeregter Verdacht zum erwiesenen Verbrechen wurde? und wo der Pöbel Todesurtheile sprach und vollzog? — Geseht aber auch, er entgleng durch kluge Vorsicht den immer wachen Argwohn, konnte er nicht krank werden?

den? — ein ungewohntes Klima, Sehnsucht, Langeweile, Alles das konnte ihn auf das Siechbett werfen, und wer nahm sich dann seiner an? — wer bewachte und pflegte ihn? — wer reichte ihm die Arznei zu rechter Stunde? — Bezahlte Miethlinge! die vielleicht ihn gern sterben ließen, um den todten Fremdling zu berauben. — Hat er nicht eine Gattin, die Pflicht und Liebe zu ihm rufen? — die Reise ist gefährlich — scheut die Liebe auch Gefahr? — die Reise ist mit Schwierigkeiten und Beschwerden verknüpft — kennt die Liebe dergleichen? — fragte Wilhelm einst so, als er aus dem Lager nach Münster ritt? — Aber die Mutter muß ihr neugeböhrrnes Kind zurücklassen — ach! freylich, diese Bedingung ist die härteste! — Das kleine süße Geschöpf ist ihr so unendlich theuer! fast so theuer als sein Vater! — ihr Herz kämpft — und entscheidet für ihn, für ihn der sich durch grenzenlose Liebe ein Recht auf jedes Opfer erwarb.

Hannchen traf die mütterlichsten Anstalten zur sorgfältigsten Pflege ihres Kindes. Sie übergab es einer Predigerwitwe, ihrer Freundin und Nachbarin; sie ließ es unter der Obhut einer Amme, einer wackern Bürgerfrau, die des Knaben wie ihr eignes Kind liebte. Der Augenblick der Trennung war fürchterlich, aber sie riß sich los, und gehorchte der heiligern Pflicht. Von Niemanden als dem treuen Peter begleitet, trat sie die Reise an, und kam glücklich bis nach Paris, damals dem Schauplatz von Robespierres Greuelthaten.

Sie hatte die Vorsicht gebraucht, sich arm zu stellen, und Peter sah aus wie ein ächter Sansculotte, daher genoß sie den wünschenswertheften Vorzug jener Zeit, nemlich den, unbemerkt zu bleiben. — Bis hieher hatte sie ein schützender Genius geleitet, aber nun häuften sich Schwierigkeiten, die einem hülflosen Frauenzimmer schwer zu überwinden wurden. Mehrere Wochen war sie in Paris, ehe sie nur Einmal

erfah-

erfahren konnte, an wen sie sich zu wenden habe, um einen Paß zu erhalten, der sie sicher in das Innere von Frankreich geleite. Man schickte sie von einem Bureau zum Andern, nirgends behandelte man sie mit der ihrem Geschlecht schuldigen Achtung. Hier gab sich ein Schneider vornehme Airs; dort spötelte ein Perückenmacher mit der dreifarbigten Schärpe angethan; hier wurde sie von einem Secretair persiflirt, und dort von einem Schreiber angefahren. Die es noch am besten mit ihr meynten, rietzen ihr, durch allzugroße Zudringlichkeit nicht Argwohn gegen sich zu erregen, und vertroösteten sie immer auf den andern Morgen.

Man denke sich in die Lage eines armen hülflosen Weibes, das allein, in einer großen Märderböhle, unkundig der Gefahren, überall auf schlüpfrigem Boden wandelt, nichts von den Formen weiß, die es zu beobachten hat, und unter einer Million Egoisten, keinen guten Menschen findet, der es freundlich zurecht wies; —

das

das mit glühender Ungeduld nach der Vereinigung mit dem geliebten Gatten strebt; jeden Morgen seine Wohnung hoffnungsvoll verläßt, heute endlich Ziel und Lohn der liebevollen Beharrlichkeit zu finden, und sie jeden Abend müde und kummervoll wieder betritt. So waren abermals mehrere Wochen fruchtlos verstrichen, und die immer getäuschte Hoffnung hing an der Verzweiflung Raum zu machen.

Eines Morgens, als sie wieder von StraÙe zu StraÙe, von Bureau zu Bureau gewandert war, und überall vergebens Menschlichkeit unter den rothen Mützen gesucht hatte, verlor sie sich endlich erschöpft in dem Garten der Tuilleries, sank dort auf eine Bank, und weinte, ohne sich an die Vorbeygehenden zu kehren, bitterlich über ihr Schicksal. Manche blieben stehen und begafften sie Einen Augenblick; manche giengen vorüber, des täglichen Schauspiels der Thränen schon gewohnt. Keiner fragte: Armes Weib! was fehlt dir?

Jetzt

Jetzt schwebte eine schöne, griechisch gekleidete Dame die Allee herauf. — Hannchen bemerkte sie nicht. Die Dame betrachtete sie mit Theilnahme, hielt sich zwar nicht bey ihr auf, sah aber einigemal nach ihr zurück. In einer kleinen Entfernung kehrte sie um, gieng zum zweytenmale an der Weinenden vorüber und flüsterte ihr schnell zu: „Weinen Sie nicht, mein Kind! Thränen sind hier Verbrechen.“

Hannchen schaute empor — sie konnte kaum noch das holde Profil der schönen Unbekannten gewahr werden; aber diese Züge waren so mit Menschlichkeit und Güte verschmolzen, daß die arme Verlassene schnell ein Zutrauen faßte. Sie sprang auf, folgte der Dame, und rief ihr ängstlich nach: „Ach Madam! erbarmen Sie sich einer hilflosen Fremden!“

Das holde Geschöpf kehrte sich schüchtern um, und sagte hastig: „Nicht hier! nicht hier! kommen Sie gegen Abend in die StraÙe St.“

„So“

„Honoré, und fragen Sie in dem Hause Num-
mero 27. nach Therese Kabarrus.“

Die Grazie verschwand, doch ihre Worte blieben tief in Hannchens Gedächtniß. Mit Ungeduld erwartete sie den Abend, die Hoffnung beflügelte ihre Schritte; mit heiterem Vertrauen erschien sie vor der lebenswürdigen Therese.

„Verzeihen Sie, Madam,“ sagte das holde Geschöpf, „verzeihen Sie, daß ich Sie diesen Morgen abzuweisen schien; aber Sie wissen nicht, wie gefährlich es hier ist, Theilnahme für Unglückliche zu zeigen. Hier sind wir allein. Vertrauen Sie mir Ihre Noth. Ihre Gestalt, und der Ausdruck des Kummers in Ihren Blicken hat mir den Wunsch einge- flößt Ihnen nützlich zu werden. Ich habe einigen Einfluß. Reden Sie frey.“

Ach! solch eine Stimme! solch eine freundliche zuvorkommende Güte war Hannchens Ohr
und

und Herzen fremd geworden. Sie brach in Thränen aus, aber es waren Thränen wehmüthiger Freude. Die ungekünstelte Erzählung ihrer einfachen Geschichte rührte Therese; sie befehlte das gute Weib, mit dem sie sich verschwiebert fühlte, zum Abendessen bey sich, und setzte sich dann, um ein Billet zu schreiben. Nachher unterhielt sie ihren Gast mit ungezwungner Munterkeit, und vermied es sorgfältig, irgend eine Saite zu berühren, die nicht mit frohem Scherz im Einklang stand. — Hannchen, von neuer Hoffnung beseelt, vergaß ihre überstandenen Leiden. Was Therese sprach, war so gut und fein ausgedrückt, daß selbst ein Frauenzimmer ihr seine Aufmerksamkeit nicht verkagen konnte. Die wenigen Stunden bis zur Mahlzeit flossen sanft und schnell vorüber. Man setzte sich zu Tische, und als Hannchen die Serviette aufhob, lag der Nesselpaß auf ihrem Teller.

fürchterlichen Säule sich empor wiebelt, Bäume mit sich fortreißt, Menschen begräbt und Häuser verschüttet.

Es hatte einmal wieder irgend ein Jacobiner das Raubsystem von gleicher Vertheilung der Glücksgüter gepredigt, hatte die armen Tagelöhner und Tageliebe bey ihren nervigten Häuten beschworen, es in Ausübung zu bringen, und der entflammte Pöbel war flugs hingezogen, ein Duzend reiche Leute zu ermorden, und ihre Erbschaft unter dem Panter der Freyheit zu theilen.

Als Hannchen in die Stadt fuhr, gab man eben dem Volke das so oft, und endlich seit dem 9ten Thermidor satt gesehene Schauspiel der blutigen Pfaffen zum besten. Der Wagen war plötzlich so ins Gedränge gerathen, daß er weder hinterwärts noch vorwärts konnte, und halten mußte. Hannchen bebte und erblaßte, als sie schon von ferne den tobenden Zug gewahr wurde, der, statt seiner vormaligen Heiligenbilder und

Sah-

Fahnen, jetzt die gräßlich verzogenen, abgefägeten Häupter vor sich hertrug.

Peter saß und gaffte mit starren Augen und offenem Munde. Der hohe Kutschbock machte den armen Teufel wider seinen Willen zu einem auffallenden Gegenstande; als daher der blutrunterene Hause sich näherte, erlaubte sich einer der Panierträger den grausamen Muthwillen, ihm das zerfetzte Haupt vor die Nase zu halten, und zu verlangen, daß er es küssen solle. Peter verstand kein Französisch, er wußte also auch nicht einmal, was man von ihm verlangte, und der natürliche Abscheu lehrte ihn blos die Bewegung, das blutige Haupt mit beyden Händen von sich abzuhalten. Aber je mehr Widerwillen er äußerte, und je mehr er in deutscher Sprache gegen jede Gewaltthätigkeit protestirte, je unändlicher wurde der Pöbel, je wüthender das gellende Geschrey: daß er gehorchen solle!

Hannchen sank in Ohnmacht. Man riß ihren treuen Diener vom Wagen herab, man

mißhandelte, man zertrat ihn; es war um sein Leben geschehn, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Räuber sich von dem Knecht auf die Herrschaft im Wagen gewandt hätte. „Hieher Drüder! rief eine krächzende Stimme: „hier ist eine Oestreicherin, die kein Royallistenblut sehen kann.“ — Man riß den Wagen auf, man zog die Ohnmächtige heraus, durchsuchte ihre Taschen, beraubte sie ihres Geldes, nahm ihren Paß, zerriß ihn, und ließ die Stücke im Winde flattern.

Schon heulten tausend Stimmen ihr Todesurtheil; schon erbot sich ein Schwarzbärtiger Unmensch, mit einem Beil in der Faust, das Henkeramt zu verwalten; als noch eben zu rechter Zeit ein junger ansehnlicher Mann, von einem Detaschement der Nationalgarde umgeben, sich durch den Haufen drängte, im Namen des Gesetzes Ruhe gebot, seinem Befehl durch drohende Bajonette Ehrfurcht verschaffte, und die Schlachtopfer befreyte. Der Pöbel zerstreute sich murrend.

Als Hannchen die Augen aufschlug, fand sie sich, von Soldaten umgeben, in den Armen eines Jünglings, der sie mit Wohlwollen betrachtete. Er kündigte sich ihr als den Maire der Stadt an, und wünschte sich selbst auf eine so feine Art Glück, ihr Retter geworden zu seyn, daß Hannchen sogleich den gebildeten Mann in ihm erkannte. „Fassen Sie Muth, Madam,“ sagte er mit Ehrfurchtsvoller Herzlichkeit: „die Gefahr ist vorüber. Lassen Sie sich gefallen, in meinem Hause abzutreten; meine Frau und ich werden alle unsere Kräfte aufbieten, um Ihnen eine bessere Meynung von unserer Stadt bezubringen.“

Die Erwähnung einer Frau verdoppelte Hannchens Zutrauen; sie nahm sein Anerbieten mit Dank an; er hob sie in den Wagen, den die Garde umgab, und dem er selbst zu Fuße folgte. Der arme, zerschlagene Peter war nicht im Stande den Kutschbock zu besteigen, sondern mußte von zwey Grenadieren geleitet werden.

Er hatte endlich begriffen was man eigentlich von ihm verlangt hatte, und flüchte mit weinerlicher Stimme auf die seltsame Zumuthung. „Ich,“ sprach er zu seinen Begleitern, „der ich nie eine Dirne umarmte, und wäre sie die Schönste ihres Geschlechts gewesen, ich bin wahrlich nicht in euer Land gekommen, um abgehauene Köpfe zu küssen.“ — Die Soldaten sahen ihn an und lachten, denn sie verstanden ihn nicht. — Es ist eine sehr bekannte, aber nie, auch von Kant nicht erklärte Sonderbarkeit, daß der ungebildete Mensch lacht wenn er ein Ding nicht versteht. Die Gattin des Maire empfing die gerettete Fremde mit holder Freundlichkeit. Es wurden ihr niedliche Zimmer angewiesen, die mit allen Bequemlichkeiten versehen waren; man besetzte die Tische mit allerley Erfrischungen; man bestürmte sie mit Bitten, davon zu genießen; und als sie versicherte, daß ihr nichts als Ruhe mangle, zog man sich bescheiden zurück und ließ sie allein.

Ihr

Ihr erstes Geschäft war, Gott Dankend für ihre Rettung zu danken. Dann bediente sie sich eines einladenden Ruhebettes, das, von seldenen Vorhängen umgeben, in lieblicher Dämmerung da stand, entschlummerte sanft, und erwachte erst gegen Abend, kräftig gestärkt. Kaum hatte eine leise Bewegung ihr Erwachen verrathen, als die Frau vom Hause den Vorhang weg schob, sich freundlich nach ihrem Befinden erkundigte, und sie zur Abendtisch in einem Familiencirkel einlud.

Hannchen erschien im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit. Die Rosen, die der Schrecken von ihren Wangen gehaucht hatte, blühten wieder; durch erquickenden Schlaf und einen seltsam Traum vom Wiederfinden ihres Vaters, war ein liebliches Feuer in ihrem Auge entzündet worden; jedermann huldigte ihr; alles drängte sich um sie; ein jeder war bemüht, ihr etwas verbindliches zu sagen, und vor allen zeichnete sich Deaublanc aus, (so hieß der Maire)

der sie auf das gefälligste unterhielt, und ihren kleinsten Wünschen zuvor zu kommen strebte.

Hannchen würde sich unter diesen guten Leuten vergessen haben, wenn die Sehnsucht nach Wilhelm nicht mächtiger gewürkt hätte, als das Bedürfniß der Erholung. Gleich nach der Mahlzeit ersuchte sie ihren Ketter Postspferde kommen zu lassen, um ihre Kaise noch in dieser Nacht fortzusetzen. Ihre Bitte schien ihn zu verwirren; er stellte ihr vor, wie nöthig ihr die Ruhe sey; er rief einen Arzt auf, der sich eben in der Gesellschaft befand, seiner Vorstellung Gewicht zu geben; und als das die eilende Sattin noch nicht wankend machte, sprach er von Gefahren, denen sie sich aussetze, da der Pöbel noch immer um sein Haus schwärme; von Sicherkeitsanstalten, die er für den andern Morgen treffen wolle; aber alles vergebens; Hannchen beharrte auf ihrem Entschlus, sogleich abzureisen.

(einige von ihm) das malheur. Ich will

Beaublanc fügte sich endlich ihren Willen, und bat um ihren Paß, den er pflichtgemäß prüfen müsse. Hannchen fuhr schnell in die Tasche — aber wie groß war ihr Schrecken, als sie weder Paß noch Geld mehr fand, und die Hand leer zurückziehen mußte. — Ach Gott! rief sie erblassend — ach Gott! — mehr konnte sie nicht sagen — ihre Kniee wankten, sie mußte sich setzen.

Der Maire schien die Nachricht von diesem unglücklichen Zufall nur mit erkünsteltem Bedauern aufzunehmen, eine geheime Freude mahte sich in seinen Blicken. Er tröstete die arme Verraubte, die mit starrem Auge da saß, und versprach ihr, auf der Stelle nach Paris zu schreiben, den Vorfall treulich zu berichten, und ihr einen neuen Paß zu verschaffen. Auch an Gelde solle es ihr nicht fehlen; er werde sich glücklich schätzen, wenn sie von ihm leyhen wolle. Er bat sie, während des kurzen Aufschubs sein Haus als das Ihrige zu betrachten, und indessen ihrem

Gatten durch Erlöse auf ihre Ankunft vorzubereiten.

Sie hörte Alles das in einer dumpfen Bekämpfung an, und konnte nur durch halbe Worte danken. Die Vorschläge waren freylich die annehmlichsten, die man in dieser Lage ihr machen konnte, und wenn das Schicksal Einmal beschlossen hatte, seine Tücke an ihr zu versuchen, so war es immer noch ein Glück, daß sie ein Haus fand, wo sie mit Anstand und Bequemlichkeit ausharren, und die böse Laune ihres Geschicks abwarten durfte. Sie wich also der eisernen Nothwendigkeit, und bat den Maire mit Thränen, seine versprochene Hülfe zu beschleunigen.

Er wiederholte die tröstliche Zusicherung, versprach noch diesen Abend einen Courier abzufertigen, und empfahl indessen allen seinen Hausgenossen, der lieben Fremden Aufenthalt so angenehm zu machen, als ihre Lage es verstattete. „Mein Beispiel,“ fügte er hinzu, „soll euch vorleuchten.“

Leider war dieß letztere auch das Einzige, woin er Wort hielt. Beau blanc gehörte zu den guten aber schwachen Menschen, die von neuen Reizen unwiderstehlich gelockt werden. Er besaß eine liebenswürdige Gattin, mit der er, vor ihrer Heyrath, einen langen Roman gespielt, und mit tausend Hindernissen gekämpft hatte, ehe er zu ihrem Besitz gelangt war. Er liebte sie noch; sein Herz gehörte ihr, aber seine Sinnlichkeit vermogte sie nicht mehr zu fesseln. Sie weinte manche Thräne im Verborgenen; zuweilen entschüßte ihr auch wohl ein sanfter Vorwurf, den der junge Mann stets wenig fühlte, der aber keine andere Wirkung in ihm hervorbrachte, als daß er seine verbotenen Wege schüchtern wandelte, und seine Intriguen mehr versteckte. Wurde er dennoch ertappt — ja, dann sank er zu ihren Füßen, umfaßte ihre Kniee, weinte, bat, schalt sich selbst einen elenden, sinnlichen Menschen, konnte selbst nicht begreifen, wie er bey einer so liebenswürdigen Gattin, noch Augen für fremde Reize haben könne, kurz,

er erleb es so lange bis das gute Weib ihm verzieh.

Dann gab es wohl einen friedlichen Zwischenraum, zuweilen von zwey, drey und mehrern Monaten, in welchem seine Frau mit ihm, und er mit sich selbst zufriedener war; denn er nahm sich nach einer solchen Catastrophe immer sehr ernstlich vor sich zu bessern; aber verlohren war er, wenn ihm wieder eine Schönheit aufstieß. Mit einem Worte, er glich einer Nadel, die ruhig nach ihrem Pole weist, so lange ihr kein fremder, stärkerer Magnet nahe gebracht wird.

Hannchens Erscheinung traf gerade in einen der friedlichen Zwischenräume, da Deaublanc schon länger als vier Wochen der beste Ehemann von der Welt gewesen war, und bey seinem letzten Sündenfall heilig versprochen hatte, nie wieder zu straucheln. Wer konnte auch vorher sehen, daß ein Weib wie Hannchen ihm in den Weg treten würde? das augenscheinlich von einem feindseligen

seligen Schicksal erkohren schien, um seine festesten Entschlüsse zu spotten. Als er sie der Pöbelwuth entriß; als sie leblos in seinen Armen lag, und der nur halb verschleeyerte Busen an den seinigen klopfte; als ihre Lilienwange die Seltnige berührte, und sein Mund den ersten Hauch aufsteng, der ihre Lippen wieder belebte — ach! da war es um ihn geschehen! — Seine Sorgfalt, seine Gastfreundschaft, seine menschenfreundlichen Bemühungen, flossen aus einer Quelle, deren Ursprung die erfahrene Gattin leicht errieth. Ihr so oft gerechtfertigtes Mißtrauen erwachte; sie zitterte und verbarg ihre Furcht, zu duldsam, um bey dem Ersten Funken gleich Feuer zu schreyen, und zu gutmüthig, um einer hülflosen Fremden den Leichtsinn ihres Mannes entgelten zu lassen.

Am Ersten Tage tröstete sie sich mit der baldigen Abreise ihres Gastes; als aber der unangenehme Zufall des verlorenen Passes kund wurde, als sie ihres Mannes geheime Freude über diese Ent-

Entdeckung durchschaute, und eine so gefährliche Nebenbulerin mehrere Wochen beherbergen mußte, da blieb ihr keine andere Hoffnung, als die, auf den Character der Fremden, deren Anstand und bescheidene Zurückhaltung ihr das Vertrauen einflößte, daß das Kapers Schiff ihres Mannes an dieser Klippe scheitern werde.

Sie hatte sich nicht geirrt. Es währte lange ehe Hannchen Einmal den unwillkommenen Sieg ihrer Neize gewahr wurde, und als sie nicht mehr daran zweifeln konnte, verursachte es ihr den nagendsten Kummer — ihre Lage wurde drückender als jemals. — Was sollte sie thun? den Mann durch Bitterkeiten kränken, der ihr das Leben gerettet, und sein Haus zur sichern Freystatt angewiesen hatte? — Aber er hatte ihr ja seine Liebe noch nicht einmal ausdrücklich erklärt. Nur seine Blicke sprachen, nur tausend kleine Aufmerksamkeiten verriethen ihn. Es könnte ja seyn, daß er mit sich selbst kämpfte, daß er seine aufglimmende Leidenschaft zu unter-

drück-

drücken strebte, und in diesem Falle verdiente er nicht Zorn, sondern Mitleid. Wie gern wäre sie seiner kämpfenden Tugend durch eine schnelle Flucht zu Hülf gekommen, aber wohin fliehen? ohne Paß und ohne Geld?

Sollte sie ihrer freundlichen Wirthin sich anvertrauen? sollte sie eine arglose Gattin werden, die vielleicht noch nichts ahndete? und der sie, zum Dank für ihre schwesterliche Aufnahme den Dolch ins Herz stieß? — nein lieber schwieg sie noch, verbarg ihre Angst, bemäntelte ihren Kummer, beschloß, die Gesellschaft ihres Wirths so viel möglich zu vermeiden, und die Ankunft des neuen Passes in einer freywilligen Einsamkeit abzuwarten, die sie unter mancherley Vorwand zu suchen wußte. Zuerst erzählte sie geflissentlich, daß sie eine Langschläferin sey, daß sie mit den Hühnern zu Bett gehe, und doch nicht früher als in der Mittagsstunde aufzustehen pflege; ob sie gleich von Jugend auf immer gern die Morgen- sonne begrüßte. Dadurch entzog sie sich schon

den

den größten Theil des Tages den Blicken des verliebten aber bescheidenen Beaublanc. — Nachmittags hatte sie entweder an Wilhelm zu schreiben, oder ein Kopfsweh stand ihr zu Gebote, oder sie nahm die junge Frau unter den Arm und gieng mit ihr in den Garten; oder auch nicht selten riefen den Maire unwillkommene Geschäfte ab, so, daß er nur wenige Augenblicke finden konnte, seiner neuen Liebe nachzuhängen.

Freylieh hatte Hannchen ein wirksames Mittel erwählt, Beaublanc von sich abzuhalten, aber seine Leidenschaft zu unterdrücken, dazu taugte es gar nicht; denn die etwofgen Hindernisse entflammten sie nur noch mehr, und brachten ihn oft zur Verzweiflung. Je mehr seine Gattin der großmüthigen Fremden ihr zartes Benehmen heimlich Dank wußte, je mehr sann Beaublanc auf Mittel, Hannchens gezwungenen Aufenthalt zu verlängern, in der Hoffnung, daß doch endlich die Zeit eine ihm günstige Gelegenheit herbey führen werde.

Er

Er bediente sich, zu Ausführung dieses Plans, eben nicht der unschuldigsten Mittel. Ein Monat war verstrichen, der neue Paß war wirklich angekommen, aber Beaublanc verheimlichte ihn. Mehr Briefe hatte Hannchen während dieser Zeit an ihren Gatten geschrieben, aber Beaublanc hatte sie unterschlagen, und seine Eifersucht ließ ihn sogar Freude an der Angst der Geliebten finden, die das Stillschweigen ihres zärtlichen Wilhelms für unglückweflagend hielt. Er übernahm es, sich selbst nach Wilhelms Aufenthalt und Befinden zu erkundigen, aber nur, um ihr zweydeutige Nachrichten zu hinterbringen. Bald ließ er das arme Weib den Tod des Gatten ahnden, bald erzählte er von einem Kriegsgefangenen Offizier, der ihrer Beschreibung ähnlich sah, und der sich mit einer reichen Erbin vermählt haben sollte.

Den Paß betreffend, wurde es ihm noch leichter, die Argwohnlose irre zu führen; denn was war natürlicher, als daß bey dem revolutionnären

ren Wertwarr, der jetzt in Paris herrschte, eine solche Kleinigkeit vergessen wurde? — Ein Brief an Theresen blieb unbeantwortet. Theresen und Wilhelm schwiegen aus gleichen Ursachen.

Die arme Verlassene, getrennt von Allem was ihr lieb und theuer war, zitternd für das Leben ihres Mannes, ihres Kindes, weinte bittere Thränen auf ihr einsames Lager. Als nun vollends Beaublanc nach und nach die Larve ablegte, als er zudringlicher wurde, und seine glühenden Begierden ihr zartes Ohr nicht immer verschonten, da hatten ihre Leiden den höchsten Gipfel erstiegen.

Sie versuchte durch Ernst und Scherz, durch Strenge und Milde, ihn auf den Weg der Vernunft und Pflicht zurückzuführen, aber vergebens! er blieb ungerührt bey ihren Thränen, taub gegen ihre Vorstellungen, und blind für den stillen Kummer seines Weibes. Er verrath nicht undeutlich die Hoffnung, daß Wilhelm tod sey; er

er suchte ihr diesen Schreckensgedanken immer wahrscheinlicher zu machen; er gab zu verstehen, wie leicht es ihm, nach den neuen französischen Ehestandsgesetzen, seyn werde, sich von seiner Frau zu trennen; er ließ Winkte fallen von seinem Reichthum, seinem Ansehen, dem glänzenden Leben, das er einer geliebten Gattin zu verschaffen im Stande sey; kurz, er ließ nichts unversucht, um Hannchens eheliche Treue wankend zu machen. Auch ihre Sinnlichkeit suchte er zu bestechen, indem er seiner schönen Gestalt, die schon durch die Glut der Liebe belebt und besetzt wurde, durch die geschmackvollste Wahl der Kleidung täglich noch mehr Reize ließ.

Es ist wohl überflüssig zu versichern, daß alle seine Künste an Hannchens Herzen abgittern, wie ein stumpfer Pfeil am stählernen Harnisch. Nie mischte sich ein trüber Tropfen in den klaren Quell ihrer Empfindungen; nicht einmal die Eitelkeit vermochte ein Sandkörnchen im Grunde aufzuregen, und selbst die Gewißheit von Wil-

helses Tode würde keine Aenderung in ihren Gesinnungen hervor gebracht haben. Aber war ihre grausame Lage darum minder bedauernswerth? Abhängig von einem Manne, der ihren Besitz um jeden Preis zu erlangen strebte, der sogar, wie es schien, nicht vor einem Verbrechen erschrock, wenn dieses Verbrechen ihn zum Ziele führte; denn schon war es so weit gekommen, daß er sich Drohungen erlaubte, und Winke fallen ließ, die ihre Tugend zittern machten. Und wenn nun wirklich eine unbändige Leidenschaft ihn zu Gewaltthätigkeiten fortreiß — ach! welcher Gott erbarmte sich dann der Hülflosen! —

Fünfzehntes Kapitel.

Der beeydigte Priester.

Wohl dir, guter Wilhelm! daß du nicht ahndetest, was dein armes Hännchen litt. Du dachtest dir das treue Weib in sicherer Heymath mit dem lieben Knaben an der Brust; du sahst sie im Gelfte mit mütterlicher Freude an der Wiege ihres schlummernden Kindes, und meyntest: nur Sehnsucht nach dem Vater giesse dann und wann einen Tropfen der Wehmuth in diesen Freudenbecher. Briefe voll froher Hoffnung, die du wöchentlich an sie schreibst, sollten das Wangen der Sehnsucht ihr erträglicher machen — armer Getäuschter! sie empfing diese Briefe nicht.

Daß der Mensch so kurzfristig ist! daß Berg und Thal sich zwischen die Leiden der Geliebten und das Mitgefühl des Liebenden lagern dürfen; daß vielleicht eine Mutter, eine Gattin in Noth und Elend schmachtet, indessen Sohn oder Gat-

te harmlos spazieren geht; daß zwey Seelen, trotz der innigsten Verschwisterung, sich doch nie in der Ferne, mindestens durch ein leises Dangen, durch einen heimlichen Schauer, ihre wechselseitige Noth zu erkennen geben dürfen — Ach! daß es so ist — soll ich sagen: Wohl oder wehe dem Menschen?

Nachdem Babet verschwunden, und der Freund ihm entrückt war, hingens Wilhelms schönste Träume ungestört am Vaterlande, an der süßsten Häuslichkeit, dem Ziel seiner innigsten Wünsche. Von dem Wilde dieser menschlichsten unter den Götinnen umschwebt, wandelte er an heltern Herbsttagen über die bereiften Fluren und wenn das Gewühl der Arbeitsamkeit im Felde ihm unwillkommene Zerstreung darbot, verlor er sich in die Wälder, oder verkroch sich in das Schilf, das den murmelnden Bach umkränzte. Die Hoffnung Babet wieder zu finden, wurde mit der Zeit immer kleiner, wie eine Erdscholle, von welcher der Strom in jedem Augenblicke ein Kömgen abreißt und verschlingt.

Eines Tages — der Morgen war in einem dichten Nebelschleier aus seiner Kammer hervorgetreten, aber die Sonne hatte ihn, wie ein junger Ehemann seiner Gattin den Schleier durch Liebeslungen entlockt — stand Wilhelm früher als gewöhnlich auf einer kleinen Anhöhe vor dem Thore, in Betrachtungen versunken, welche die Landschaft um ihn her, und ihr Kämpfen mit dem Nebel in ihm erweckte. Er gedachte der Geburt des Menschen, und seines Ersten Morgens, wie manche königliche Wleige von der Sonne bestrahlt wird, indessen späterhin sich ein Gewitter um der Thron zieht; wie manche Bettlerwleige hingegen ein dichter Nebel verhüllt, indessen die Laune des Schicksals dem unbemerkten Kinde einen heitern Mittag bereitet. Sein eignes Beyspiel schwebte ihm vor Augen und mit dem letzten Nebelwölken stieg auch sein Dankgebet gen Himmel.

Die Stimmung seiner Seele war so feyerlich, daß sie in der Natur verwandte Gegenstände suchte, und daher nahm er sich vor, heute einen Berg zu ersteigen, den er schon längst zum Ziele

seiner edlen That gehört, beyde sogleich in die Stadt gewollt, um ihm zu danken; — aber der schwere Dienst — die bösen Menschen, die immer Unruhe im Lande erregten — „schon am andern Morgen,“ setzte die Stroh Wittwe maulend hinzu, „mussten sie wieder fort auf die Aristocratenjagd, und Gott weiß, wann sie endlich wieder heim kommen!“

Spätestens, meynte sie jedoch, würde diese frohe Begebenheit sich am Sonnabend Abend zu tragen, und Wilhelm musste heilig versprechen, sie künftigen Sonntag wieder zu besuchen. — Nachdem er aus Gefälligkeit viel gegessen und getrunken hatte, theilte er den guten Leuten seinen Vorsatz mit, den Gipfel des Berges zu ersteigen, der gleich hinter dem Dorfe sich sanft zu erheben begann. Er erkundigte sich nach dem bequemsten Wege; man sagte ihm, er habe wohl anderthalb Meilen bis zur Spitze; erst müsse er über eine Brücke gehen, dann werde er die Schäferey finden, dann müsse er den Fahrweg

weg verlassen, und links den Fußsteig empor klimmen; der Weg sey steil und beschwerlich. Man rieth ihm, sich mit Kost zu versehen, und wolle ihm die Taschen voll Früchte stopfen; da aber Wilhelm so viel als möglich leicht seyn wollte, so schlug er es aus, und meynte, er werde, wenn ihn dürste, wohl einen Topf mit Milch in der Schäferey finden, die man ihm angewiesen. Aber die sorgsame junge Frau schiltbete ihm jene Bergbewohner als rauhe, ungefällige Menschen, und machte ihn dagegen auf ein Haus aufmerksam, das er in einer kleinen Entfernung von der Schäferey erblicken werde. „Dort,“ sagte sie, „wohnt unser beeydigter Priester, ein braver, freundlicher Mann, zu dem gehn Sie, wenn Sie sich erquickern wollen; er nimmt jedermann gern auf.“

Wilhelm dankte, und gieng, mit dem Vorsatz, nirgends einzukehren, wenn nicht eine unvorgesehene Noth ihn triebe. Er fand glücklich den angedeuteten Weg, erklimmte den Felsen,

sen, lagerte sich auf der Spitze, genoß der herrlichen Aussicht in das fruchtbare Thal, durch welches der Fluß sich in tausend Krümmungen zog; suchte mit den Augen, und fand auch, Dabots verlassene Wohnung, deren Anblick die sanfte Hektelkeit seiner Seele verschlechte. Er wollte nicht mehr hinsehn — und sah immer wieder hin. Die Landschaft verlor ihre Reize, er versank in schwermüthige Grillen, und wurde es nicht gewahr, als die Dämmerung hereinbrach.

Erschrocken sprang er auf. Die Nacht lag schon im Thale. Ein graues Abendroth schimmerte nur noch an der Felsenspitze. Er klimmte den Fußsteig hastig herab, und je tiefer er kam, je dunkler umgab ihn die Nacht. Unvorsichtige Eile konnte ihn leicht irre führen; er nahm sich daher vor, langsamer zu gehn, und bey jedem Schritt den Weg zu untersuchen, denn verlor er ihn, und mußte er in einer feuchten Herbstnacht ohne Bedeckung in dieser Wildniß bleiben, so konnte

konnte das ihn abermals auf das kaum verlassene Krankenbett werfen; ein Uebel, welches ihm doppelt fürchterlich schien, seit er wußte, was ein Kranker an Freundeshülfe entbehrt.

Herzlich froh war er daher, als er nach mühsamen Herumklettern von einigen Stunden, sich an einen Zaune fand, der zu der Schäferey gehörte. Doch, eingedenk der Warnung seiner Freundin, gieng er nicht hinein, sondern richtete seine Schritte nach der Wohnung des Priesters, deren weiß übertünchte Wände, einige hundert Schritte von da, ihm durch die Dunkelheit ins Auge schimmerten. Hier wollte er um ein Nachtlager bitten, denn es hub an zu regnen, und die Finsterniß wurde immer dichter.

Da aber kein Licht die niedrigen Fenster erhelle, so befürchtete er fast, daß er Niemand zu Hause treffen werde, und war eben im Begriff, an der Klingel zu ziehen, als ein gellendes, weibliches Sekreiß ihm dumpf an die Ohren schlug.

Es

Es schien aus einem hintern Zimmer oder Keller des Hauses zu tönen, und Wilhelm unterschloß einigemal deutlich das Wort Hülf! Hülf!

Jetzt zog er rasch an der Klingel — einmal — zweymal — dreymal — Niemand hörte. Er versuchte es, die Hausthür einzustoßen, sie war verriegelt. Er wollte über die Mauer des Hofes klettern, sie war zu hoch. Das erbärmliche Geschrey dauerte fort, und schnitt ihm durchs Herz. Er rannte ängstlich um den ganzen Platz herum, wie eine Henne um einen Teich auf dem ihre Entenbrut schwimmt. Er kam an einen wohlverzäunten Garten, die Dornenhecke schreckte ihn nicht, er wühlte sich hindurch, und tappte in den Gängen umher; das Geschrey war sein Wegweiser.

Jetzt stand er an einer übel verwahrten Hintertür, ein Tritt mit dem Fuße — die Thüre sprang auf. Er trat hinein, stolperte und fiel. Eine eiserne Schaufel lag in seinem Wege; er

raffte

sich auf und ergriff die Schaufel, weil ein dunkles Gefühl ihm sagte, daß er hier Waffen nöthig haben werde. Das Getöse hatte sich in ein ängstliches Wimmern verwandelt; er folgte diesem Wimmern, es führte ihn bald an die Thür eines Zimmers. Sie war verschlossen. Er donnerte mit der Faust daran. Eine männliche Stimme schrie: wer da!

„Nacht auf!“ rief Wilhelm. — Man zögerte. — „Nacht auf oder ich spreng die Thür!“ Man zögerte noch. Wilhelm rannte mit der ganzen Gewalt seines Körpers an die Thür, sie flog aus den Angeln. In diesem Augenblicke ward das Licht im Zimmer ausgelöscht, und Wilhelm empfing einen heftigen Schlag auf die Schulter, der vermuthlich seinem Kopfe gelten sollte. Er konnte nur eben die Gestalt unterscheiden, die der Urheber dieses Schlages war. Er hob seine Schaufel und führte einen so mächtigen Streich nach diesem Schatten, daß derselbe mit dem Geschrey Jesu! Maria! zu Boden sank, und winselte.

Zu

dieses Haus geführt; die alte Furie überschrie ihn.
 „Er hat meinen guten Herrn, euren treuen
 „Seelsorger, berauben wollen!“ kreischte sie mit
 „gellender Stimme. „Wer weiß ob er ihn nicht
 „schon ermordet hat! Die Richter werdet ihr von
 „dem Bösewicht geknebelt finden. Ich bin ihm,
 „durch Gottes Fügung, in der Dunkelheit ent-
 „wischt.“

Die Beschuldigung war so ungeheuer, daß
 Wilhelm verstummte, und das Weib mit Ver-
 achtung ansah. Sie rannte mit der Laterne vor-
 an, der Haufe folgte, den gebundenen Wilhelm
 in seiner Mitte. — Sie traten in das Zim-
 mer — Wilhelm sah und erstarrte — auf
 dem Bette lag ein schönes Mädgen, das man
 mit einem Schnupstuche geknebelt hatte — es
 war Baberl — auf dem Boden wälzte sich
 in seinem Blute ein dickköpfiger Psaff — es
 war Hannchens Versüßer!

Sechszehntes Kapitel. Die Entführung.

Die Natur ist so reich an Abentheuern, daß die
 schöpferischste Einbildungskraft sie darin nicht zu
 übertreffen vermag; drum schelte man diese Ge-
 schichte doch ja nicht unwahrscheinlich, weil sie
 abentheuerlich ist. Wie leben in Zeiten, wo
 man sich nicht wundern dürfte, den Kayser von
 China, wie vormals den Dionys als Schulmei-
 ster anzutreffen; warum denn nicht einen Piaffen
 in seinem Berufe? daß er ein überwiesener Kin-
 dermörder war? — ey was thut das? —
 wenn der unschuldige tugendhafte Lafayette im
 Kerker schmachtet, so kann ja wohl der schuldige
 Bösewicht frey seyn. Solange man das Erstere
 nicht unwahrscheinlich findet, so lange muß
 man das Letztere für sehr natürlich gelten
 lassen. Auch hieng das Alles so ungestünkt zu-
 sammen, daß wir den schmutzigen Faden sehr
 leicht aufwickeln können.

Der freundliche Pfaff wurde, wie der Leser sich erinnern wird, im ersten Buche dieser Geschichte dem richterlichen Arm entrissen, und in ein Kloster gesperrt. Das geschah aber nur pro forma, um ihn den Augen der Gläubigen zu entrücken, die an seinen kleinen muthwilligen Streichen Anstoß hätten nehmen mögen. Seine toleranteren Mitbrüder nahmen keinen Anstoß daran, sondern züchtigten ihn nur, wie die Spartaner einen Knaben zu züchtigen pfliegen, der ungeschickt stahl. Nach einer kurzen Frist gab man ihm einen Zehrsennig und ließ ihn laufen. Er watschelte mit seinem freundlichen Vollmondsgesicht nach Frankreich, mischte sich, nach Pfaffenart, in alles, schmiegte sich in den Geist der Zeit, übte die leichte Kunst, sich bey dem Pöbel einzuschmeicheln, war einer der Ersten, der den berühmten Priestereyd ohne Bedenken schwur, machte sich dadurch bey den Machhabern beliebt, und schlich sich so, auf die natürlichste Art von der Welt in das Vertrauen einer arglosen Heerde, die ihn zum Hirten wählte, ihm hinreichende Ein-

Einkünfte und eine gemächliche Wohnung anwies, aus welcher ein redlicher Greis, dem sein Gewissen jenen Eyd nicht verstattete, nackend und hülflos gestohlen war.

Hier spielte er seine Rolle mit mehr Glück und Vorsicht als in Deutschland. Er nahm eine alte Kupplerin in sein Haus, die in bessern Zeiten in der Residenz gelebt hatte, und eine Vertraute des feigen, übermüthigen Grafen A — s gewesen war. Der Fall der Großen hatte auch ihren Fall nach sich gezogen, wie der Sturm, der die Eiche stürzte, auch das Gespinnst der Raupe zwischen den Blättern zerstört. Sie wanderte aus, hungerte, kehrte zurück, war in Gefahr Madam du Barry zur Guillotine zu begleiten, und rettete sich nur, indem sie unter den Rabenstättig eines beehyigten Priesters flüchtete. Hier hatte sie Gelegenheit, ihre Talente auf neue zu üben, und sie gab ihrem Beschützer so manche Beweise davon, daß er den Gedanken zu heyrathen, mit dem er sich anfangs trug,

gänzlich fahren ließ, und sein heilloses Spiel mit der Unschuld der Landmädchen trieb, bis Babets Zauber den unkeinen Geist fest bannte.

An demselben Tage, als das Fieber bey Wilhelm umkehrte, und Babet unter der Linde im Hofe ihren Freund vergebens erwartete, führte der Zufall den Pfaffen diese Strafe. Er sah das schönste Mädchen in Trauer, wie es, nachlässig auf die Bank hingegossen, sein Haupt in die schneeweiße Hand stützte, wie die braune Locke sich auf einem vollen Busen wiegte, und ein niedlicher Fuß im Sande spielte. Mehr als genug um seine Begleiden zu entflammen. Er nahte sich ihr mit jener süß frömmelnden Mine, die er in seiner Gewalt hatte, wie ein Hofmann das Lächeln. „Ihr Trauerkleid,“ hub er an, „habe ihm verrathen, daß sie eine Leidende sey, und sein Stand berechtige ihn, sich ihr zum sanften Tröster aufzudringen.“

Er setzte sich zu ihr, und leyerte ihr einen Jargon vor, für den wir Deutsche billig ein Wort

Wort haben sollten, da er auch unter unsern Pfaffen Sitte ist. Babet, im Kloster erzogen, war gewohnt, diese Wölfe in Schaafskledern als höhere Wesen zu betrachten; sie empfing ihn mit Ehrfurcht und Vertrauen; es machte ihr sogar Freude, wieder einen Priester neben sich zu sehn, dessen trostreichen Zuspruch sie so lange entbehrt hatte. Gern ertheilte sie ihm die Erlaubniß, sie täglich zu besuchen; ja, sie bat ihn sogar darum, und opferte mit Freuden bey dieser ersten Zusammenkunft einen ihrer Diamanten, um Seelenmessen für Vater und Brüder dadurch zu erkaufen.

Der Pfaff merkte bald, welch ein argloses Geschöpf der Zufall ihm in die Krallen gespielt. Schon am andern Tage hatte er Babets größte und kleinste Geheimnisse herangelockt, er wußte um die Flucht ihres Bruders, um ihre Neigung zu Wilhelm, um den Schatz, welchen ihr Kästgen verbarg; er wußte alles, und frohlockte wie der Satan in der Messiade. Freylich ließen einige

nitze letzte Versuche, Babets kindliches Vertrauen in Liebe zu verwandeln, eben keinen sonderlichen Erfolg hoffen, denn sie war viel zu unschuldig, um ihn zu verstehen; wenn er sie mit glühender Begier anblickte, so nahm sie das Feuer seiner Augen für väterliche Güte, und wenn er ihr zärtlich die Hand drückte, so küßte sie die feinsge Ehrfurchtsvoll. Sie einen hellen Blick in die Mördergrube seines Herzens thun zu lassen, war gefährlich, ihre Unschuld konnte schüchtern werden, und davon flattern. Aber, wenn er sie nur erst in sein Haus locken, wenn er dort, mit Hilfe der Kupplerin, ihre Tugend nach und nach untergraben konnte.

Unter dem Verwand ihrer eignen Sicherheit wagte er den Vorschlag, sie als seine Nichte zu sich zu nehmen; er stellte ihr die Gefahr vor, der sie in dieser einsamen Wohnung täglich ausgesetzt sey; die Unschicklichkeit, daß ein junges Mädchen, sich selbst überlassen, ohne Schutz und Schirm hier hause; dagegen die ungestörte

Ruhe,

Ruhe, die auf seinem Hügel ihrer warte; die Sicherheit, mit welcher sie dort, ungekannt und unverfolgt, ihrem Schmerz und ihren Andachtsübungen nachhängen könne.

Seine Ueberredung machte Eindruck auf Babet, brachte aber doch nicht ganz die Wirkung hervor, die er davon erwartete; denn das Bild ihres Freundes war zu tief in ihrem Herzen; ihm mußte sie vorher wieder sehen, mit ihm Rath pflegen, ehe sie einen Entschluß faßte, der sie von ihm trennte. Sie wies daher des Pfaffen Vatergüte, wie sie es nannte, zwar nicht ganz von der Hand, sögerte aber und suchte Aufschub bis zu Wilhelms Genesung.

Doch gerade das gehörte gar nicht in des Pfaffen Plan. Er fürchtete die Wiederkehr dieses gefährlichen Kriegsgefangenen, und sah die Nothwendigkeit ein, seine Entwürfe auszuführen, ehe jener unerbetene Gehülfe ihm einen Stein des Anstoßes in den Weg wüfse. Als daher eines

Abends ihm Babet freudig erzählte, daß sie die besten Nachrichten von der wiederkehrenden Gesundheit ihres Freundes erhalten habe, und daß sie ihn in wenig Tagen zu sehen hoffe, da schritt er rasch zu Ausführung einer satanischen List. — Um Mitternacht nemlich wurde leise an Babet's eiserne Pforte geklopft; das Mädchen kam herab, und empfing von unbekannter Hand einen Zettel, den sie ihrer Gebieterin brachte. Er enthielt, flüchtig und unleserlich geschrieben, folgende Worte:

„Theure Schwester! das Schicksal, dessen Hand schwer auf unserm Hause liegt, wird noch nicht müde mich zu verfolgen. Unsere Grenzen sind zu gut bewacht, unser treuer Knecht ist ermordet, und ich bin ein elender Flüchtling. Was ich aus der Erbschaft meines Vaters mit mir nahm, ist mir zum Theil geraubt, und zum Theil zum Unterhalt meines elenden Da-seyns verwandt worden. Jetzt ist die Verweisung mein einziger Gefährte, und der Tod

„meine

„meine letzte Hoffnung! — Doch bebe ich vor dem Gedanken, von Henkers Hand zu sterben! — Ich schmachte in deiner Nähe, und wage es nicht unsere Wohnung zu betreten. — Man ist mir auf der Spur, überall lauern Spione auf mich. — Wenn du deinen einzigen Bruder liebst, so gewähre ihm den letzten Wunsch, dich noch einmal zu sehn, ehe er sich in die Schwerdter seiner Verfolger stürzt. — Morgen, in der Mitternachtsstunde, wird eine redliche Vertraute an der Pforte deiner harren. Hast du Muth und Liebe, so folge ihr, sie führt dich in die Arme eines zärtlichen Bruders.“

Philipp Chevalier de Belloy.

Zitternd las Babet diesen Brief. Thränen stürzten aus ihren Augen; Schwesterliche Sehnsucht beklemmte ihren Busen. Ohne den geringsten Argwohn zu schöpfen, beschloß sie auf der Stelle, sich der angekündigten Führerin zu vertrauen; ihr Köstgen zu sich zu stecken; ihrem

un-

unglücklichen Bruder die kostbarste Hälfte desselben zu überlassen, und durch liebevolle Zusprache ihn vielleicht vom Selbstmord zu retten.

Sie hatte die Handschrift des Chevalier nie gesehen, aber wäre sie auch damit bekannt gewesen, dennoch würde nicht der kleinste Argwohn in der truglosen Seele aufgestiegen seyn. Mit ängstlicher Ungeduld erwartete sie den Tag, mit zärtlicher Sehnsucht den Abend. Der Pfaff besuchte sie wie gewöhnlich. Er hoffte, sie werde ihm das Vorgefallene, und ihren Entschluß mittheilen; aber sie schwieg; es war ja nicht ihr Geheimniß; die Sorge für ihres Bruders Sicherheit band ihre Zunge.

Indessen wurde der tückische Verführer leicht gewahr, daß eine innere Unruhe sie rastlos umher treibe, die ihm das Gelingen seines Dubenflücks verbürgte. Er nahm gegen Abend Abschied, mit einer Mine, wie die berühmte Ca-
 charine von Medici's gehabt haben mag; als sie
 den

den verwundeten Coligny zum letztenmal besuchte. Er zog sich zurück in den Mittelpunct seines Gewebes, um auf das harmlose Insect zu lauern, dem es ausgespannt war.

Kaum hatte er sich entfernt, als Babet ihr Kästgen zusammen packte, und, nach einem heißen Gebet an ihre Schutzheilige, im Dunkel der Nacht, von ihrer treuen Dirne begleitet, über den Hof trippelte — horchte — lauschte — bis sie ein Geräusch und ein leises Husten an der Pforte vernahm. Es war die Kupplerin, die, gleich einer Klapperschlange, den Rachen aufsperrte, das bezauberte Nöglein zu verschlucken.

Wohin Babet ihr zu folgen glaubte — und wohin sie ihr wirklich folgte — ist uns nun kein Räthsel mehr.

Siebzehntes Kapitel.
Liebe und Dankbarkeit.

So wie der Jüngling zurückbebt, der eine Rosenslippe zu küssen wähnte, und plötzlich eine von Krebs zerfressene Wange erblickt; so schauderte Babet voll starren Entsetzens, als sie den Döswicht, den sie bereits anfangs als ihren zweyten Vater zu ehren, entlarvt zu ihren Füßen sah. Sie war in der ersten Stunde zu betäubt, um reden, seufzen oder weinen zu können; sie mußte erst die Möglichkeit eines solchen Dübensstückes denken lernen, ehe sie klagen oder toben konnte; der Pfaff mußte seine Unverschämtheit geradezu bekennen, ehe sie begriff was er wollte; — dann aber stieg sie schnell von der Stufe eines ohnmächtigen Zornes zu dem Gipfel einer grenzenlosen Verachtung. Ihre Unschuld war so ganz mit ihrem Ich verschwistert, daß sie tanlig fühlte, man könne ihr diese nur mit ihrem Leben rauben. Dieses Gefühl gab ihr Besonnenheit

und

und Muth weit über ihre Jahre und Kräfte. Während die Stunden der Nacht langsam dahin krochen, war sie hartnäckig stumm, und kein Blick verleiht Theilnahme an dem, was um sie her vorgieng. Sie achtete weder auf des Pfaffen eckelhaftes Geschwätz, noch auf der Kupplerin elende Trostgründe, sie saß in einer Art von Starrsucht bis der Morgen anbrach. Als es Tag wurde, und sie in geringer Entfernung die Schalmey des Hirten hörte, sprang sie plötzlich auf, rannte ans Fenster, riß es los, und schrie hinaus Hülf! Hülf!

Der Pfaff und sein weiblicher Satan erschrecken über diese unvermuthete Bewegung; sie packten das sträubende Mädchen, daß sich mit den Nägeln an die Fensterrahmen klammerte, und immer lauter kreischte; sie rissen sie mit Gewalt hinweg, und schleppten sie in ein entleeres Zimmer. Hier drohte ihr der Döswicht, sie zu knebeln, wenn sie sich noch Einmal so kindisch, wie er es nannte, betragen würde.

de.

de. Ein Lächeln der tiefsten Verachtung war ihre Antwort.

Indeffen hatte ihr Geschrey doch wirklich den Schäfer herbey gelockt, den man aber leicht durch die Fabel beruhigte, daß sein Seelenhirt, dem er ohnehin nichts Böses zutraute, eine Wahnsinnige Nichts aus Menschenliebe ins Haus genommen, deren zerrüttete Vernunft er nach und nach wieder herzustellen hoffe. Man bat den ehrlichen Bauer, seine Hausgenossen von diesem Unstand zu unterrichten, damit sie sich durch das Geschrey der Kranken nicht irre machen ließen. So wußte man jeden Argwohn vorzubeugen. Hülflos blieb die Unglückliche in der Gewalt ihres Räubers, denn sogar der lästigen Gegenwart ihrer treuen Diene wußte man sich schnell zu entledigen, indem man ihr eine finstere Herberge im wohlverschlossenen Keller anwies.

Keine Höllekunst ließ der Pfaff unversucht, sie mit dem Gedanken an das Laster vertraut zu machen.

machen. Bald erschöpfte er sich in den niedrigsten Schmeicheleyen, bald wechselte er mit unwürdigen Drohungen. Auf dieser Seite schilberte er ihr ein Leben voll sinnlicher Wollüste, wenn sie als Freundin oder Gattin sich in seine Arme werfen wolle; auf jener Seite einen schimpflichen Tod, wenn er sie als Royalkstin ihren Henkern ausliefere. Aber weder sein Hohn noch sein Bermuth thaten die geringste Wirkung auf das engelreine Mädchen.

Die erfahrene Kupplerin sollte versuchen ihre Phantasie durch schlüpfrige Gemählde zu erblizen, aber auch dieser Schmutz haftete nicht auf dem Spiegel ihrer Seele; denn dem Weibe war es unmöglich, sich in die Zeiten zurück zu versetzen, wo es auch einst unschuldig war, daher blieben ihre Erzählungen für Vabel unverständliche Märsel, und wenn Jene allzu unverschämt wurde, so betäubte diese ihr Gehör durch ein stilles, innbrünstiges Gebet.

Der Pfaff fieng an einzusehen, daß nur Gewalt ihn zu seinem schändlichen Ziele führen könne, und er behauptete dem armen Schlachtopfer mit gräßlichen Flüchen, daß er entschlossen sey, sich dieses Mittels zu bedienen, wenn Babet noch länger fortfahre, seine Liebe zu verhöhen. Ihr blieb jetzt keine andere Hoffnung, als die auf den Schutz einer höhern Macht! —

„Gott der Waisen!“ so betete sie im Stillen: „hast du mich jeder Hülfe beraubt — hast du mir sogar jedes Werkzeug versagt, meine Unschuld durch einen freywilligen Tod zu retten — „o! so vertrau ich deinem starken Arm allein! „Du wirst mir erscheinen in der Stunde der höchsten Noth!“ —

Und er erschien! — sein rettender Engel hüllte sich in die Gestalt eines Freundes — Wilhelm stand an ihrem Bette, als ihre sterbende Unschuld wimmerte. — Und an die Rettung von Babets Unschuld knüpfte eine strafende Vorlesung Hannchens Rache! die Blutrache ihres ermor-

ermordeten Kindes! — Nüchelnd hauchte der Pfaff seine schwarze Seele aus, und die letzte Gewalt, welche die Hölle über den Sterbenden übte, war das lügenhafte Bekenntniß: Wilhelm sey ein Räuber — ein Mörder. — So fuhr er hinab in die Unterwelt, wo er, von der Hand seines Kindes ergriffen, zermalmt vor den ernstern Richter trat. —

Aber seine schurkische Anklage blieb zurück. Alles zeugte gegen den armen Wilhelm: die Worte des Sterbenden; das Geschrey der Kupplerin; die erbrochene Thür; das geknebelte Mädchen — und endlich seine eigene Bestürzung; denn der Anblick seiner leidenden Wohlthäterin auf Einer Seite, und des verruchten Versüßers seiner Gattin auf der andern, hatten ihn versteinert. Nichts sprach zu seinem Vortheil, als die Stimme eines Mädchens, das man für wahnsinnig hielt.

Die Schäferknechte, die den heuchlerischen Pfaffen geliebt hatten, spieen die gräßlichsten Verwün-

wünschungen über ihn aus, und fast hätten sie sein Leben der Ersten Wuth geopfert. Es war schon heller Tag, als sie ihn gebunden den Berg herunter schleppten, und den Weg mit ihm nach der Stadt nahmen. Wer ihnen begegnete, dem erzählten sie tobeend, daß dieser elende Fremdling, dieser verkappte Royallst, einen sanftmüthigen, geschworenen Priester ermordet; der Fluch jedes Wanderers folgte ihm nach; von jedem Buben wurde er gemißhandelt.

Nur in dem Dorfe, wo Wilhelms Freunde wohnten, fand der Zug eine andere Stimmung. Schaarenweise drängte man sich um den Gefangenen her, erstaunte über die gräßliche Beschuldigung, zweifelte an der Wahrheit der Geschichte, bedauerte und tröstete ihn. Athemlos stürzte das junge Weib mit ihren Kindern herzu, machte sich Platz durch die Piken, betheuerte laut seine Unschuld, warf sich seinen Wächtern in den Weg, und wollte sie nicht sörder ziehen lassen. Wilhelm selbst mußte sie beruhigen, sie bitten ihn sel-

nem

nem Schicksal zu überlassen, und auf die Gerechtigkeit Gottes zu vertrauen.

„Nicht kannst du nicht retten“ raunte er ihr verstoßen zu, „aber rette mindestens das arme „Mädgen, das noch in dem Hause des schändlichen Pfaffen eingesperrt wird. Sie ist nicht „wahnstinnig, von ihr erfährst du Alles.“

Seine Worte waren Räthsel, aber das gute Weib gedachte ihrer. — Man riß Wilhelm fort. Nicht blos fruchtloses Bedauern folgte ihm nach; ein Hause rüstiger Bursche bewaffnete sich schnell im Dorfe, und eilte seine Begleitung zu verstärken, um ihn vor den Mißhandlungen des Pöbels zu schützen. Gegen Abend erreichten sie die Stadt. Unter dem Geheul und Zischen des Volks warf man ihn in einen Kerker, in den kein Lichtstrahl fiel — aber in seiner Seele war es Tag. Er hatte Babet befreyt und Hannchen geräthet, er sah ruhig dem Tode entgegen.

Wie konnte er auch ihm zu entgehen hoffen? — wäre auch das Verbrechen, das man ihm aufbürdete, zweifelhaft gewesen, der Pöbel verlangte ein Opfer; der Pöbel heulte Tag und Nacht um die Mauern, die ihn einschlossen, und begehrte die Hinrichtung des Gefangenen. Sie war beschlossen. An gerichtliche Formalitäten band man sich wenig, und nur der Prozeß einiger Ausgewanderten, der so eben die Blutrichter beschäftigte, gewährte ihm einen Aufschub von einigen Tagen. Er nutzte ihn, um die Begegnung und seine Rechtfertigung mit Bleystift nieder zu schreiben; er nahm Abschied von seiner Gattin und segnete sein Kind; dann suchte er sich unter den Wächtern, die täglich in seinem Recker wechselten, denjenigen aus, dessen Physiognomie ihm die menschenfreundlichste schien, und den er schon oft auf einem mitleidigen Blicke ertappt hatte. Er beschwor ihn mit Thränen, dieses Papier sicher zu bestellen. „Ich kann dir nichts anbieten,“ sagte er, „aber wenn du Weib und Kind hast“ —

„Ich

„Ich habe Weib und Kind“ versetzte der Nationalgarde geführt, wollte weiter reden, verschluckte aber seine Worte, nahm das Papier und gieng.

Jetzt schlug die feyerliche Stunde. Wilhelm wurde am Abend des dritten Tages vor seine Richter geführt; alle Umstände schrien laut gegen ihn; was er vorbrachte schienen übel ersonnene Mährgen, und man verdamnte ihn, nach einem kurzen Verhör, zum Tode. Der nächste Morgen war zu seiner Hinrichtung festgesetzt.

Er lag auf seinem Stroh mit dem großen Bewußtseyn, daß im ganzen Laufe seines Lebens keine unedle That ihn drücke. Er betete — aber nicht für sich — er betete für Weib und Kind. Als die Mitternachtsstunde schlug, war er sanft entschlummert.

Plötzlich weckte ihn das Klirren der Riegel, das Knarren der Pforten. Zwey Nationalgardes traten mit einer Blendlaterne herbei; Wilhelm

Helm taumelte auf, und glaubte, der ernste Augenblick sey gekommen. In Einem der Garden erkannte er denjenigen, dem er das letzte Zeugniß seiner Liebe für Hannchen anvertraut hatte. „Ich freue mich“ sagte er, „daß man dich zu meinem Begleiter wählte. Sey Zeuge meines Todes, und melde meinem Weibe, daß ich ihm, wenn nicht ganz ruhig, doch standhaft entgegen gieng.“

„Schweig, und folge uns!“ versetzte der Soldat, indem er ihn die Ketten in die Höhe band, um ihm das Gehen zu erleichtern. Wilhelm schwieg und folgte. Sie führten ihn durch düstere Gänge, durch die er vorher nicht gegangen war. Sie kamen in einen offenen Hof, die Sterne stimmerten über ihnen; Wilhelm wunderte sich, daß es noch Nacht sey. Sie gelangten an eine kleine Pforte, die offen stand. Als Wilhelm austrat, hörte er Pferde stampfen, und unterschied bald einen Wagen mit vier stampfenden Rossen bespannt. Die Soldaten huben ihn hinein, und setzten sich zu ihm.

Fore gieng es rasch über Stock und Stein, über Gräben und Hecken; Wilhelm wußte nicht wie ihm geschah. Er fragte, man antwortete ihm nicht, und das Rasseln des Wagens verhallte seine Worte. Der Mond gieng auf — Wilhelm sah sich im offenen Felde — ihn dächte, es sey ein Traum.

Nachdem sie ungefähr eine Stunde fortgerollt waren, kamen sie auf eine Landstraße, und der Wagen hielt plötzlich still. Man nöthigte ihn auszustiegen. Als er die Erde berührte, küßte Jemand seine Hand und beneßte sie mit Thränen. Wilhelm sah der Gestalt ins Gesicht — es war die junge Bäuerln — die beyden Soldaten ihr Mann und ihr Bruder.

Jetzt drückte ihn der Mann an sein Herz. „Du hast meine Kinder aus dem Feuer gerettet“ sagte er schluchzend: „ich habe dich eigner unverdienten Schmach entrisen — das war nur Menschenpflicht; aber jetzt will ich dich belohnen, folge mir.“

Wilhelm folgte ihm betäubt, an der Hand der jungen Bäuerin. Einige hundert Schritte weiter schimmerte etwas weißes hinter einem Busche — jetzt flog eine weibliche Gestalt hervor in seine Arme — es war Babet! — Ihr nach wankte ein anderes Weib, das sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte — Babet zog den geretteten Freund hastig näher — die Unbekannte breitete ihre Arme aus — der Mond lächelte auf ihrem Gesichte — durch das Schweigen der Nacht hörte er seinen Namen flispeln — es war Hannchen!

Achtzehntes Kapitel.
Die Großmutter.

Wenn der Erzähler sich hinter Sulzern verstecken, und dieses Kapitel mit den Worten anfangen wollte? „die Wahrscheinlichkeit ist im Grunde „nichts anders, als die Gedenkbarkeit oder Mög- „lichkeit einer Sache;“ so würde es scheinen, als ob er selbst an der Wahrscheinlichkeit dieser höchst wahrhaftigen Geschichte zweifelte. Da aber Alles was geschah, ihm sehr lebhaft vor Augen schwebt, und er es, mit Musenhülfe, wieder eben so lebhaft darzustellen hofft, so will er, bloß um sich ein Ansehen zu geben, erinnern, daß er Dubos und Breitinger, Marmontel und Schlegel nachgeschlagen, und das sämmtliche Herren ihn versichert haben, es sey gar wohl möglich und gedenkbar, daß Wilhelm, Babet, Hannchen und die gute Bauerfamilie bey dem ersten Hahnen- geschrey auf der Landstraße nach Limoges zusam- mengetroffen, obgleich der Erstere aus einem

Kerker, und die Letztere, was noch schwerer ist, aus der Gewahrsam eines Liebhabers herbey geholt werden mußte. Hätte der Erzähler ein böses Gewissen, so würde er sich hinter Beispiele berühmter Dichter verschanzen; er würde unter andern sagen: Wilhelm Meisters Lehrjahre, die doch Göthe in seinen Meisterjahren geschrieben, wimmelten von Dingen, die kein Mensch mit dem besten Willen für wahrscheinlich halten könnte; aber er bedarf aller dieser Nothbehelfe nicht, denn die einfachste Darstellung wird sogleich jeden Leser aus dem Feen Reiche des Wunderbaren, in das Gebiet des Ungewöhnlichen, aber sehr Möglichen, herabziehen.

Dankbarkeit bewog jene ehrlichen Landleute, mit Verachtung eigener Gefahr, auf Wilhelms Befreyung zu denken. Ihr Stand als Nationalgardien, noch überdies von Babets Diamanten unterstützt, gab ihnen leicht Mittel dazu an die Hand. in dessen der Mann dieses Unternehmern einleitete, gieng das junge Weib, in Beglei-

leitung ihres Bruders, in das Haus des Erschlagenen, um dort die Auflösung von Wilhelms räthselhaften Worten zu finden. Sie fanden aber fürs Erste nur die alte Kupplerin, die beschäftigt war, alles Nagellose einzupacken, und in Sicherheit zu bringen. Auf die Frage: ob kein wahnsinniges Mädchen im Hause sey? antwortete sie: das tolle Ding sey entsprungen. Aber eine gewisse Befürzung, die sie hinter unverschämte Grobheit verbergen wollte, und eine gelbe Farbe, die plötzlich auf ihrer grauen Wange sichtbar wurde, erregten Argwohn bey den Suchenden. Man forderte die Schlüssel, sie wurden verweigert.

Die junge Frau kam mit ihrem Bruder überein, daß sie sich theilen, das ganze Haus vom Boden bis zum Keller durchwandern, und an jeder verschlossenen Thüre laut rufen wollten, ob vielleicht eine arme Eingesperrte ihnen Antwort gäbe? Diesen Entschluß führten sie auf der Stelle aus; die Eine gieng die Treppe hinauf, der

der Andere die Treppe hinunter. Nach wenigen Minuten trafen sie wieder zusammen, und hatten mehr gefunden als sie suchten. „Dort oben, sagte die Schwester, vernahm ich eine klagende Stimme.“ — „Dort unten,“ versetzte der Bruder, „stöhnt und ächzt es im Keller.“

Die Kupplerin merkte Gefahr. Der wackere Soldat erwischte sie, als sie so eben durch die Gartenthür entschlüpfen wollte. Sie hatte den schwerer fortzubringenden Raub gnädig lassen, und sich mit einem Bündelgen begnügt, aus welchem der Soldat ein vorächtiges Schmuckkästlein hervorzog. „Links um Mutter!“ sagte er mit rauher Stimme, indem er sie unsanft beym Arme ergriff, „gib mir die Schlüssel, oder ich werfe dich in den Brunnen.“

Dieser Brunnen, der nur wenige Schritte entfernt war, und der Ernst des jungen Mannes, dessen flammendes Auge versprach, er werde

Wort

Wort halten, machten die alte Schlange geschmeidig. Sie erbot sich, die Schlüssel gegen das Kästgen auszutauschen, und letzteres wurde ihr zugesagt, im Fall sich Niemand fände, der gerechten Anspruch darauf machen könne. Die blitere Klausel bewürkte noch ein fruchtloses Zögern; der Soldat rückte dem Brunnen einige Schritte näher, und — die Schlüssel waren in seinen Händen.

Fröhlich hüpfte das junge Weib die Treppe hinauf, hastig stieg ihr Bruder die Treppe hinunter, jene befreyte die verschmachtende Babet, dieser zog ihr halb verhungertes Mädchen aus dem Verließ. Die Alte benutzte das Erste Erstaunen; die wechselseitigen sich durchkreuzenden Fragen und Antworten; das unthätige Entsetzen, welches Babet's schauerhafte Erzählung bey den ehelichen Landleuten hervorbrachte; und entfloß — zwar ohne den Zehrpennig des Schmuckkästgens, doch mit einer Kunst ausgerüstet, die überall nährt, und die sie in Nantes, unter Carriers

rierc Regierung, bald wieder zur großen Dame erhob.

Sabet vermogte nicht eher von sich und ihren Schicksalen ausführliche Rechenschaft zu geben, bis sie wußte daß Wilhelm lebe, und daß Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden sey. Freudig bot sie ihr Kästgen zur Unterstützung dar; ein Anerbieten, dessen man sich im Nothfall zu bedienen versprach. Sie folgte ihren Bestreymern in die ländliche Hütte, um dort den Ausgang des gefährlichen Unternehmens abzuwarten, und für das Leben ihres Freundes zu beten.

Wir haben das gute Hannchen in einer sehr bedenklichen Lage verlassen, und wenn man noch dazu rechnet, was zu jener Zeit ein Waite sich ungestraft erlauben durfte, so muß man allerdings für ihr Schicksal zittern. Außer ihrem eignen Kummer, trug sie auch noch den Gram der sanften jungen Frau schwer auf ihrem Herzen; denn Beaublancs Gattin konnte es nicht länger

länger verbergen, daß die neue Untreue ihres Mannes ihr kein Geheimniß war. Freylich mußte sie sich selbst gestehn, Hannchens Betragen sey untadelhaft; aber diese schöne Fremde blieb doch immer die Räuberin ihrer Ruhe, Leben konnte sie sie nicht. Vern erzeigte sie ihr die kleinen Aufmerksamkeiten, die sie ihrem Unglück, und der Casseundschaft schuldig glaubte; doch die herzliche Freundlichkeit, die allein solche Aufmerksamkeiten würzt; die stand nicht in ihrer Macht. Eine frostige Höflichkeit war alles was sie zu geben vermogte, und welcher edlen Seele ist diese nicht empfindlicher als offenbarer Haß? —

Man fieng an sich nur bey Tische zu sehen; man begrüßte sich kalt; man verweilte bey Wettergesprächen, und jeder war froh, wenn das Desert auf die Tafel gesetzt wurde. Beaublanc selbst spielte eine sehr drückende Rolle. Je mehr er sein eignes Unrecht fühlte, je mehr suchte er den Grund desselben außer sich, wie die Menschen gewöhnlich zu thun pflegen. Das frostige Be-

6. Bd. P neh

nehmen seiner Gattin gegen seine Geliebte entgieng ihm nicht; er machte ihr Vorwürfe darüber, wenn sie allein waren; sie antwortete ihm nur durch Thränen, die ihn noch mehr erbitterten, kurz, das Verhältniß zwischen den handelnden Personen war nach und nach so lästig geworden, daß man nothwendig eine traurige Catastrophe befürchten mußte, wenn nicht bald ein barmherziger deus ex machina ins Mittel trat.

Einſt hörte Hannchen in der Abendſtunde einen Wagen vor die Thür rollen, um den ſie ſich nicht weiter bekümmerte. Als aber gleich darauf das ganze Haus in lebhafter Bewegung war, Reiſegepäck die Treppe herauf geſchleppt wurde, und Beaublancs Kinder fröhlich herum hüpfen und jubelten; da fragte ſie den Bedienten, der ihr Licht brachte: ob fremde Gäſte angekommen wären? — „Unſers Herrn Großmutter,“ verſetzte der Menſch.

Die Nachricht war Hannchen lieb, theils, weil ſie hoffte, daß Beaublanc, in Gegenwart ſei-

ſeiner Großmutter, ſeine Frau mehr ſehen werde; theils, weil in einer Geſellſchaft von Perſonen, die gegen einander verstimmt ſind, ein Fremder, der von ihren Verhältniſſen nichts weiß, immer willkommen iſt, indem er die Unterhaltung erleichtert. Hannchen gieng daher, als man ſie zur Tafel rief, mit minder ſchwerem Herzen hinunter, als ſie ſeit mehreren Wochen gewohnt war. Sie erblickte auf dem Sofa eine ehrwürdige Matrone, die bey ihrem Eintritt aufſtand, und mit der liebenswürdigen Freymüthigkeit, zu welcher das Alter berechtigt, ihr entgegen kam. Beaublanc ſtellte ihr die alte Dame vor, mit den Worten: „meine Großmutter,“ „Madame Jerome.“

Madame Jerome? ſtorterte Hannchen und entſetzte ſich. — Madame Jerome? wiederholte ſie mit einem Erſtaunen, welches den Umſtehenden auffiel.

„Sie scheinen diesen Namen zu kennen?“
sagte die Dame, „Ich will hoffen, daß er Ihnen
nicht verhaßt ist?“

„Mir dieser Name verhaßt? —
Jerome hieß mein Vater!“

Beaublanc fluchte. Die Alte erschrock.
Mit sichtbarer Angst rieb sie sich die Hände, und
stammelte die Worte: Sie sind eine Deut-
sche?

„Mein Vater,“ versetzte Hannchen, „war
ein Franzose, der vor mehr als zwanzig Jah-
ren sein Vaterland verließ.“

Sein Vorname?

„Joseph Aimé.“

Großer Gott! rief die Alte — ihre
Kniee wankten — sie sank in Beaublancs Ar-
me. Und kurz, warum sollen wir länger ver-
hee-

heelen, was der Leser schon errathen hat: sie
war Hannchens Großmutter, der Witte Hann-
chens leiblicher Vetter.

Eine lockere Lebensart und gehäufter Schul-
den hatten die Alte vormals gegen ihren Sohn
aufgebracht; sie verbannte ihn aus ihrem Ange-
sicht, und zwang ihn durch ihre Strenge, sein
Glück in fremden Ländern zu suchen. Die
Noth — der große Lehrmeister, der seine Jög-
linge entweder zur Tugend oder zur Verzweiflung
führt — hatte den Verstoßenen auf die Wahn
der Ordnung und des Fleißes zurückgebracht; doch
wollte er seiner Mutter nicht eher Nachricht von
sich erthellen, bis er so viel gesammelt haben
würde, daß er ihrer Hülfe entbehren könnte, da-
mit sie nicht glauben mögte, er spiele blos dem
Neumüthigen um ihr Geld zu entlocken. Als
dieser Zeitpunkt endlich gekommen war, schrieb
er die rührendsten Briefe. Doch eine Reihe von
Jahren war indessen verfloßen; seine Familie
hatte mancherley Schicksale erlebt; aus der Pic-

cardle, wo sie vorher wohnte, war sie, durch Begebenheiten, die nicht hieher gehören, nach Lanquedoc versetzt worden; seine Ortschaften erreichten daher nie den Ort ihrer Bestimmung.

Dieses vergebliche Harren auf eine mütterliche Antwort verbitterte lange sein häusliches Glück. Er konnte sich nur zwey Ursachen denken; entweder seine Mutter war unversöhnlich, oder sie war todt. Das Erstere verwarf sein Herz; er beweinte sie daher als abgeschieden, und hörte auf zu schreiben.

Madame Jerome hingegen hatte schon längst ihren Zorn vergessen, denn der Zorn einer Mutter ist eine Schneeflocke im May. Sie machte sich selbst die bittersten Vorwürfe über ihre Härte; sie sah in nächtlichen, einsam durchweinten Stunden ihren unglücklichen Sohn dürftig und verlassen umher irren. — Wie gern hätte sie ihn zurückberufen! aber in welchem Welttheil sollte sie ihn suchen? — wie sehnsuchtsvoll harrete sie auf einen

einen kindlichen Wink von ihm — aber er schwieg! — wie oft ließ sie ihn durch die Bittungen einladen, aber er kam nicht! denn kein hülfreicher Zufall führte ein solches Blatt in seine Hände. Er, der trotz seines Leichtsinnes, immer so kindlich und fromm gegen sie gesinnt war, er sollte so lange schweigen? — ach nein! er ist todt! er ist ein Opfer ihrer unnatürlichen Härte geworden! —

Dieser Vorwurf, der unaussprechlich an ihrem Mutterherzen nagte, zog einen düstern Nebel über ihre Herbsttage — und nun — aus diesem schweren Traume so sanft erwacht! — Zwar — ihr Joseph war dahin! — aber er hatte doch frohe Tage genossen, und an seiner Statt erschien ihr ein verjüngtes Ebenbild, das sie in schmelzenden Tönen Mutter nannte; ein Geschöpf, das ihr angehörte, und auf dessen Besitz sie stolz seyn durfte.

Nun gewann Alles ein ganz anderes Ansehn im Hause. Better Beaublanc hörte auf

furchtbar zu seyn, seitdem eine so nahe Verwandtschaft ihm neue Pflichten, und die Gegenwart seiner Großmutter einen heilsamen Zwang auslegte. Er schämte sich, wenn er bedachte, daß sie ein Recht hatte ihm zu sagen: „Baptiste! erinnere dich, wie feurig du um deine Gattin warbst; was ich selbst gethan und aufgeopfert habe, um dir ihren Besitz zu erringen.“ — Er zitterte, wenn es ihm einfiel, seine gute Frau könne über ihn klagen; und in welchem Lichte er dann vor den Augen einer Mutter erscheinen müsse, der er so viele Wohlthaten verdanke — die er, bey allen seinen Verirrungen, doch nie aufgehört hatte kindlich zu lieben.

Endlich vollendete Hannchen seine Besserung durch einen Schritt, der ihr nur möglich war, seitdem sie Beaublanc als ihren Vetter betrachtete, und an der Großmutter eine feste Stütze neben sich wußte. Sie suchte nehmlich — was sie sonst so sorgfältig vermied — eine Gelegenheit mit ihm allein zu seyn. Sie lenkte selbst das

Ge.

Gespräch auf eine Sache, die sie vormals nicht bemerken wollte, auf seine Leidenschaft für sie — Dann redete sie mit solcher Innigkeit an sein Herz; schilderte den Gram seiner Gattin und ihren eigenen mit solcher Wahrheit und Wärme; mischte solche herzliche Versicherungen der Freundschaft und Dankbarkeit in die schonenden Vorwürfe, daß er zerknirscht zu ihren Füßen sank, und sie mit aufrichtigen Thränen bat, sein abgeschmacktes Betragen zu vergessen.

Die Ersten Augenblicke der Neue erhalten eine besondere Kraft durch die Tugend, die immer willig ist, sich wieder Schwesterlich zu nähren, so bald nur ein leiser Wink sie ruft. Beaublanc fühlte plötzlich einen Muth in sich, der ihn mit lang entbehrten Frohsinn belebte. Er freute sich, daß es ihm so leicht wurde, alles zu Hannchens sicherer Abreise zu veranstalten. Einige Tage mußte sie freylich noch der wiedergefundenen Großmutter schenken, aber die gute Alte war bllig genug, nicht mehr als einige Tage zu fordern.

P 5

bern, unter der Bedingung: daß Hannchen sie mit Kind und Gatten besuchen solle, so bald die Stürme der Republik eine solche Reise verstatten würden.

Durch reiche Geschenke doppelt für alles entschädigt, was der wütende Pöbel ihr geraubt hatte; mit Pässen versehen, die ihre Reise hinlänglich sicherten, und mit der süßen Ueberzeugung, das häusliche Glück ihrer guten Wirthin wieder hergestellt zu haben, setzte sie ihren Weg nach Gulenne fort.

Neunzehntes Kapitel.
Die Entwicklung.

Dem Reisenden, der nach langer Trennung, die Thürme einer Stadt von ferne erblickt, in welcher Menschen haufen, die ihm durch sein Herz verwand sind, ach! wie seltsam, bänglich, froh wird ihm zu Muth! Jeden Bauer, der vom Wochenmarke zurückkehrt, jeden Bürger, der ihm am Feyerabend von seinem Krautselbe entgegen schlendert, möchte er fragen: „kennst du den, „in dessen Arme ich eile? ist er gesund und „froh?“ —

Wie verdrüsslich macht ihn jede Krümmung der Straße; wie ärgerlich ver wünscht er die Fühllosigkeit des Postillions; der gerade nun, so nahe dem Ziele, bald den Steigbügel länger schnallt, bald einen Krug Bier im ödesten Wirthshause leert. Er dessen ganzes Wesen sich in Sehnsucht auflöst, hat keinen Sinn für Hunger oder

oder Durst. — Jetzt knallt die Peitsche und die Pferde laufen im frischen Trab, der Wagen rollt den Berg hinab, die Seele flog schon voraus. O Prüfung der Geduld! jetzt ist noch eine Strecke Sand zu durchwaten, und die Rösse werden plötzlich zu Schnecken. Da sieht er nun und faßt mit beyden Händen die Wagenthüren, und wiegt sich, als wollte er nachhelfen und nachschleichen; jeden Augenblick steckt er den Kopf aus dem Schlage, um die Sandwüste zu messen, die ihm unendlich wie die Sahara vorkömmt.

Das waren Hannchens stürmische Gefühle als sie sich der Stadt näherte, in welcher sie ihren Gatten wiederfinden sollte. Endlich erreichte sie das Stadthor, und hier erwartete sie ein neues Hinterniß. Ihre Pässe müssen untersucht werden; denn daß die Natur den leserlichsten Paß der Tugend und Unschuld auf ihre Stirn schrieb, das konnte ihr nur am Ohio-Fluß oder an der Hudsons-Bay Dienste thun. Es werden Brillen hervorgezogen, die Beschreibung ihrer

Pr.

Person wird mit dem Original verglichen; Formalitäten und Unterschriften in allen Ecken; hier ein Municipalitys-Beamter, der seine Würde zu zeigen glaubt, indem er seine Pflicht mit möglichster Langsamkeit verwaltet; und dort eine Postkaymücke, die um das Licht ihrer Augen schwirrt.

Jetzt ist alles durchgeschniffelt, Paß und Gepäck mit dem Siegel der Freyheit gestempelt; jetzt hebt sich der Postillon schwerfällig auf das Pferd, und fragt im Zurückblicken: wo will Madam logiren?

„Im ersten besten Wirthshaus“ antwortete Hannchen hastig, und nun kriecht ihr Fuhrwerk langsam durch die Strassen. Der Markt war mit Menschen angefüllt, Menschenköpfe an allen Fenstern — Hannchen sah Niemand, sie suchte Wilhelms Gesicht. Der Pöbel schien in großer Bewegung, die Worte Mörder und Guillotine schollen hier und da aus weit aufgerissenen Mäulern — Hannchen vernahm nichts, denn sie

sie

sie horchte nur auf Wilhelms Stimme. Mit einem leichten Sprunge berührte sie die Erde, als der Wagen vor einem Gasthose hielt. Eine geschwätzigte Birthin führte sie die Treppe hinauf; und unterhielt sie sogleich mit der Mähr des Tages: daß ein Kriegsgefangener Offizier, der einen geschwornen Priester ermordet, und dessen Michte geschändet, so eben ins Gefängniß geschleppt worden, und daß er vermuthlich in Kurzem seinen Lohn unter der Guillotine empfangen werde.

Hannchen erschrock freylich, bey dem Worte Kriegsgefangener, beruhigte sich aber sogleich, als sie die Gattung des Verbrechens vernahm, das man ihm aufbürdete. „Er hat an meinem Tische gespeist“ setzte die geschwätzigte Birthin hinzu; „er schien ein so stiller, braver junger Mann zu seyn; ich hätte ihm ohne Bedenken meinen Geldkasten und meine Tochter anvertrauen wollen. Aber stille Wasser sind tief. — Tapfer mag er gewesen seyn, denn er trägt ein Ordenskrenz, und man nannte ihn „Herr Major.“

Sieht

Jetzt senkten sich Dreyklumpen in Hannchens Füße und das Blut floß von ihren Wangen. — Ein Orden? — Major? — wie hieß er?

Ach! er hatte einen schweren deutschen Namen, die Birthin verstand nicht ihn auszusprechen. Aber wie sah er aus? — Sie beschrieb ihn Zug für Zug; es war nicht zu verkennen, daß Wilhelm zu diesem Gemählde gesessen. Von Hannchens blasser Lippe bebte der Name Eichenhorst! und — „Recht! donnerte die Birthin darein, „recht Eichenhorst, hieß er!“

Das arme Weib schlug zu Boden, Nacht umschleyerte ihr Auge, der Puls ihres Herzens stockte, und nur ein Krampf, der ihre Lippen leise bewegte, verrieth noch Leben. Die erschrockene Birthin rief alle Heiligen zu Hülfe, und half indessen selbst so gut sie konnte. „Ach, du mein Gott! ach! die arme Madam!“

rief

rief sie einmal über das andere, und willsfähige Thränen strömten aus ihren Augen, als sie hörte, daß sie des unglücklichen Gefangenen unglückliche Gattin herberge.

Sie verschloß sogleich die Thüren, damit der Pöbel diese Entdeckung nicht witterte, und die Unschuld mit dem Verbrechen vermenge. Aber Hannchen raste! sie wollte hinaus — sie wollte sich den Richtern zu Füßen werfen — auf offenem Markte ihres Gatten Unschuld beschwören — die gutmüthige Wirthin mußte sie mit Gewalt zurück halten, mußte ihr Geschrey durch verschlossene Fensterladen ersticken, und ihr tausendmal wiederholen, daß sie den Untergang ihres Gemahls beschleunigen werde. Erst als Hannchens Kräfte erschöpft waren; als sie Athemlos auf der Ottomane lag, und die Zähren, die bis jetzt von der Wuth zurückgehalten wurden, sich langsam und schwer über ihre Wange stahlen; erst dann vermogte sie zu hören, was die Wirthin tröstend sprach.

„Ich

„Ich will gern glauben,“ sagte die menschenfreundliche Alte, „daß er das grausame Verbrechen nicht begangen; ich will es glauben, weil sie ihn so lieb haben, und weil ich ihn selbst lieb gewonnen, da er so viele Wochen sitzsam und still an meinem Tische gesessen; aber was kann ihm seine Unschuld helfen? — Ach! Herzens Madam! mit der Unschuld kommen wir heut zu Tage nicht durch. Entweder der Schein ist wider ihn, oder er hat mächtige Feinde; nur Geld kann ihn retten.“

Hannchen deutete hastig auf ihren Koffer.

„Ich verstehe Sie,“ fuhr die Wirthin fort, „Sie haben Geld; Sie wollen Alles aufopfern?“

Hannchen nickte, und ihre gelähmte Zunge versuchte das Wort Alles auszusprechen. —

„Nun so beruhigen Sie sich nur eine kleine Weile, ich will meinen Mantel überwerfen, ich

„will mich unter die Leute drängen, und hören,
 „wie es steht. Wenn er unschuldig ist, so wird
 „ihn der Gott nicht verlassen, der den Daniel
 „in der Löwengrube schützte, und wird uns Mit-
 „tel zeigen ihn zu befreien.“

Mit diesem Trostspruch wanderte sie hinaus,
 und ließ Hannchen in Todesangst zurück. Am
 Ersten Abend wollte es der guten Wirthin nicht
 gelingen, etwas zum Vortheil des Gefangenen
 auszuspielen. Hannchens Zustand grenzte an
 Wahnsinn; ein Fieber schauerte durch ihre Gebeine,
 gegen Morgen phantastete sie. Die Wirthin
 wich nicht von ihrem Bette; erst als der Tag an-
 brach überließ sie die Pflege ihrer Tochter, und
 eilte aufs neue hinaus, von Menschenliebe be-
 feelt, um die Arzenei der Hoffnung zu suchen.

Gegen Mittag kam sie mit einem National-
 Gardisten zurück, den sie geheimnißvoll vor
 Hannchens Bette führte. „Dieser brave Mann“
 flüsterte sie der Kranken zu, „ist Einer der
 Wäch-

„Wächter Ihres Gatten.“ — Hannchen
 fuhr in die Höhe, und umklammerte krampfhaft
 die Hand des Fremden. Ihr Auge war heiß
 und roth, ihr Blick glühend, aber keine Thräne
 quoll hervor.

„Madam,“ sagte der Soldat, „Ihr Zu-
 stand würde mich rühren, wenn ich auch sonst
 „keine Gründe hätte, mein Leben für Ihren
 „Mann zu wagen.“ — Hannchen winkte der
 Wirthin ihr ein Kästgen zu reichen, das zu dem
 Fußsen des Bettes stand. Sie öffnete dasselbe,
 es war ganz voller Goldstücke. Mit einer weh-
 mützig stehenden Miene überreichte sie es dem
 Soldaten, der es unwillig zurückschob.

„Madam,“ sagte er, mit dem Ausdruck
 beleidigten Edelmuths, „Ihr Mann hat sich in
 „die Flammen gestürzt, um meine Kinder aus
 „dem Feuer zu retten. Ich hoffe, das sey genug,
 „um Ihr Kästgen wieder zu verschließen. Hier
 „ist meine Hand, ich rette Ihren Mann, oder
 ich sterbe mit ihm.“

Hannchen wollte die dargebotene Hand kü-
fen; wohlthätige Thränen fanden wieder den Weg
zu ihren Augen; ein nasser Blick gen Himmel
dankte Gott und ihrem Väter. — Als der
Hoffungsstrahl, wie ein electrischer Funke, das
Band ihrer Zunge wieder gelöst hatte, als sie
wieder sprechen konnte; da wollte sie den edlen
Manne wenigstens so viel ausdringen, als er zu
Bestreitung der Unkosten nöthig haben könne;
aber er bestand darauf, daß er diese That allein
thun müsse, und wenn sie ihm seinen letzten Hel-
ler kosten solle.

Jetzt foderte sie Schreibzeug, um dem Gat-
ten ihre Gegenwart zu verkünden, und ihm ein
Wort des Trostes in seinen Kerker zu rufen; doch
der Soldat weigerte sich, den Brief zu bestellen.
Nicht einmal von Hannchens Ankunft wollte er
den Gefangenen unterrichten, weil zu befürchten
war, seine Freude mögte ihn verrathen.

„Geduld!“ sagte der biedere junge Mann:
„Geduld bis morgen oder übermorgen! bis da-
hin

„hin muß es entschieden seyn. Unterdessen wird
„diese gute Frau, sobald es Nacht wird, Sie in
„mein Dorf bringen; dort mögen Sie sich bey
„meiner Frau verbergen, und den Ausgang ru-
„hig abwarten.“

Ruhig? seufzte Hannchen.

Der Soldat sprach ihr Muth ein, unter-
richtete die Wirthin, welchen Weg sie zu neh-
men habe, und eilte wieder auf seinen Posten,
um keinen Argwohn zu erregen. Fieber und
Schwäche vergessend bereitete sich Hannchen zur
Abreise, und als die stille Nacht ihren Schleier
ausbreitete, da trat sie in Begleitung der ehrli-
chen Wirthin, den Weg an, und klopfte um
Mitternacht an die Hütte des jungen Weibes.
Sie wurde als die Gemahlin eines Wohlthäters
empfangen, und fand in Dabet eine Schwester.

Was in dem Herzen dieses holden Mädchens
vorging, als es so plötzlich die Gattin des Ge-
lieb-

lieben erscheinen sah, das mögen die Herzenskündiger ergründen. Aber ihre Neigung war zu rein und schuldblos, um irgend einer Anwandlung von niederer Eysersucht Raum zu geben. Sie sah nur Wilhelms Gefahr, vergaß ihre Wünsche, ihre Träume, und fettete sich fest an ein Geschöpf, das, eben so inbrünstig als sie, für seine Rettung betete.

Gott erhörte das Gebet dieser beyden verwisferten Engel. Am Abend des dritten Tages erhielten sie Botschaft und Befehl, sich um Mitternacht auf der Straße nach Limoges, an einem bezeichneten Plage einzufinden. Zitternd eilten sie dahin — schweigend saßen sie im Grase, und bebten bey jedem Rauschen eines Blattes. Hoch klopfen ihre Herzen, als ihre lauschenden Ohren in der Ferne das Rasseln eines Wagens vernahmen — und als er immer näher und näher kam — und als er still hielt — da flog die junge Bäuerin pfellschnell die Straße entlang — und Babet keuchte ihr nach — und Hanneken

wankte

wankte zwischen Furcht und Hoffnung mit bebenden Knieen, bis sie sich nicht mehr zu halten vermogte — und in die Arme ihres Gatten sank.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Wer verzeiht es nicht meinem Helden, wenn er, bey diesen wundergleichen Erscheinungen, sich erst besinnen mußte; ob sein Kopf schon vom Kumpfe getrennt sey, und er nur Elysiums Schattenbilder um sich schweben sehe? — Doch die Erklärung aller dieser Wunder, ihm hier auf einer häufig betretenen und befahrenen Landstraße mitzuthellen, war nicht rathsam. Der wackere Soldat schüttelte Wilhelm aus seinem Taumel auf, und führte ihn an das Gebüsch, wo ein großer, offener Bauerwagen seiner harrte, mit

allem bepackt, was eine sichere Flucht befördern konnte.

In zehn Minuten sah sich Wilhelm von seinen Fesseln befreyt. Die Uniform machte einen leinernen Bauerkittel Platz, sein Haar verkroch sich unter eine rothe Mütze. Auch Hannchen und Babet hatten ihre wallenden Locken in minder reizende Zöpfen geflochten. Grobe Halstücher versteckten, was stark ausgeschnittene Mieder zu verrathen drohten; kurze dicke Stöcke verbargen den Grazien Wuchs und ungeheure Holzschuhe die niedlichen Füße.

Schon hatten Babet und Hannchen unter Thränen der Rührung von ihrer guten Wirthin Abschied genommen; schon hatte Wilhelm sie auf den Wagen gehoben, und war im Begriff selbst nachzusteigen; als eine unverhoffte Entdeckung ihn plötzlich anderes Sinnes machte, und ihn fast bestimmte, freywillig in seinen Kerker zurück zu kehren. Bis jetzt nemlich war es ihm in

der

der Verführung noch nicht beygefallen zu fragen: wer ihr Führer seyn werde? und jetzt erst wurde er gewahr, wie groß das Opfer der Dankbarkeit sey, welches die ehrliche Bauerfamilie ihm brachte.

Der Soldat war mit seinem Weibe einige Schritte seitwärts gegangen; Wilhelm sah, wie sie ihn ängstlich umklammerte; er hörte sie schluchzen, und schluchzend fragen: „wann sie ihn wieder sehen werde?“ — er hörte, wie der Mann sie mit gebrochenen Worten tröstete; wie er sie und seine Kinder segnete, und zurückzukommen versprach, so bald sein Leben nicht mehr in Gefahr seyn werde. — Das arme Weib konnte nicht von ihm lassen, immer zog sie ihn wieder nach sich in eine letzte Umarmung; bis der Mann ihr zuflüsterte: „gedenke der Feuersbrunst und unseiner Pflicht!“ — da ließ sie ihn los.

Nun in Gottes Namen! sagte er und gieng; das Weib blieb stehn und rang die Hän-

de. — „Nein!“ rief Wilhelm ihm bewegt entgegen: „nein! so theuer erkaufe ich mein Leben nicht. Wenn meine Rettung dich zum vogelfreien Flüchtling, dein Weib zur Wittwe und deine Kinder zu Waisen macht, so gehe ich lieber zurück in mein Gefängniß, und morgen zum Tode.“

Diese Worte streuten den Schrecken unter die kleine Gesellschaft. Babet und Hannchen führen von ihren Sitzen in die Höhe, der Soldat fruchte, und sein Weib trocknete schnell ihre Thränen und ersticke ihre Seufzer. — „Was willst du?“ hub der Gardist mit fester Stimme an: „setze dich ruhig auf den Wagen. Der Schritt, der meinen Kopf auf das Spiel setzt, ist einmal gethan, zurückethun läßt er sich doch nicht. Geseht auch, daß glengest wieder in dein Gefängniß, so wügte es schwerer seyn, unbederkt hinein zu schlüpfen, als es war, heraus zu kommen. Man hat dich bereits vernüßt; wo nicht, so kannst du vor Tages Anbruch die
„Stadt

„Stadt doch nimmer erreichen; und dann ist es für deinen Wächter gleich verderblich, ob du wirklich entflohest? oder nur mit seiner Hilfe entfliehen wolltest? Laß uns eilen! Ich vertraue Weib und Kind dem Schutze Gottes und meines Bruders, der nicht mit auf dem Posten war, und so gleich nichts zu verantworten hat. Ich bringe euch über die Grenze, und harre dort so lange, bis der Tyrann meines Vaterlandes gestürzt ist; das wird über kurz oder lang gewiß geschehn, denn ich kenne die Stimmung meiner Brüder. Dann wird die Gerechtigkeit wieder freyer athmen, und es wird kein Verbrechen mehr seyn, zu thun, was Dankbarkeit und Menschenliebe heischen. Wohlan! in Gottes Namen!“

Er ergriff des Pferdes Zügel und schwang sich in den Sattel. Wilhelm, durch seine Worte zwar nicht beruhigt, aber doch überzeugt, daß ein Schritt zurück in des wackern Mannes gefahrvollen Lage nichts ändern könne, ergab sich
in

in die Gewalt der Umstände, setzte sich an Hannchens Seite, und der Wagen rollte davon.

Mit Louvets Feder ausgerüstet, würde die Beschreibung dieser Flucht den Leser mit banger Erwartung füllen, ihm oft den Athem hemmen, und alle Fibern seiner Aufmerksamkeit spannen. Fünf Nächte flogen sie auf ungebahnten, nur allein ihrem Führer bekannten Wegen. Am Tage verbargen sie sich in dicke Wälder und Bergklüfte. Zweymal brach ihr Fuhrwerk an Felsenstücken; in der dritten Nacht geriethen sie auf einen Irrweg, erblickten mit Entsetzen bey anbrechender Morgendämmerung, die Thürme einer großen Stadt in eiger geringen Entfernung, und als sie schnell die Pferde wandten, um dieser Gefahr zu entfliehen, stürzte eines derselben tod zur Erde.

Männlicher Muth und weibliche Standhaftigkeit überwandten endlich alle Gefahren; die Morgensonne des fünften Tages gleng ihnen auf
schwel-

schwelgerischer Grenze auf. Hier trennte sich ihr braver Führer von ihnen. Vergebens öffnete Hannchen ihren Beutel und habet ihr Schmuckkästgen, um ihn wenigstens in seinem Exil vor Mangel zu sichern. „Ich kann arbeiten,“ sagte er, „Fleiß und Niedlichkeit sind überall willkommen. Wollt ihr mir die Trennung von den Meinigen erleichtern, so gebt mir nichts, auf daß ich bey meiner Arbeit immer denken könne: ich habe gethan, was recht war.“

Hey diesen Worten schüttelte er einem jeden die Hand und gieng. Wilhelm ihm nach. Draussen hing er an seinem Halse; der beredete ste Dank floß aus den Augen des Befreyten. Er ließ sich den Namen seines Wohlthäters wiederholen, zeichnete ihn sorgfältig in seine Schreibtafel, und verließ ihn mit den Worten: „so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! du sollst von mir hören.“

Gegen Mittag erreichte Wilhelm mit seinen schönen Gefährtinnen eine Stadt, wo sie von dem
vielen

vielen überstandenen Mühseligkeiten auszuruhen beschlossen. Dort öffneten sich die Herzen zum Erstenmale traulichen, unbefangenen Gesprächen; keine Furcht band mehr ihre Zunge, keine Gefahr verschloß mehr ihr Gedächtniß für die Vergangenheit oder trat ihren Hoffnungen für die Zukunft in den Weg.

Jetzt erst konnte Hannchen mit herzlichster Theilnahme nach dem Freunde ihres Vaters fragen, und Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, ihr, in Babet's Gegenwart, die Geschichte seines Herzens mitzutheilen. Er gewann dabey den Vortheil, daß er seine Worte nicht an Babet zu richten brauchte, und Babet durfte im Stillen erröthen, da ihres Freundes Blicke zu beschelden waren, um diese holde Schaamröthe aufzuheben.

Er schilderte jetzt Fritz's Leidenschaft mit den glühendsten Farben, breitete sich redselig über alle die vortreflichen Eigenschaften aus, die sein Freund,

Freund, durch Blödigkeit geseßelt, so wenig geltend zu machen gewußt hatte, und beschloß mit dem feurigen Wunsch, (den er aber gen Himmel und nicht an Babet richtete) daß dieses holde Geschöpf die Erste Liebe eines würdigen Jünglings einst durch Gegenliebe belohnen möge.

Babet schwieg und schlug die Augen nieder. Was eigentlich in ihrem Herzen vorgieng, wagen wir nicht zu enthüllen; aber daß alles, was sie hörte — verbunden mit der Unmöglichkeit denjenigen zu besitzen, der den Ersten Eindruck auf ihr junges Herz machte, und jetzt so warm für einen andern sprach — verbunden mit ihrer hilflosen Lage in einem fremden Lande — keinen ungunstigen Eindruck für Felken hervorbrachte, das dürfen wir vermuthen.

Auch Wilhelm schwieg, und überließ es nun seiner Gattin, der er einen bedeutenden Wink gab, den Wünschen seines Freundes vorzuarbeiten, überzeugt, daß ein Frauenzimmer bey einem

nem solchen Auftrage ganz an der rechten Stelle ist.

Ein und zwanzigstes Kapitel.
Die Tyranny der Ehre.

Zwey Tage waren verfloßen. Ruhe und Sehnsucht nach ihrem Kinde hatten Hannchen mit neuen Kräften ausgerüstet. Eine Wolke, die sie schon heute und gestern auf Wilhelms Stirn gewahr wurde, und deren Entstehen sie sich nicht erklären konnte, hoffte sie durch eine schnelle Abreise zu verschrecken. Sie bat ihn daher, alles auf den nächsten Morgen zu veranstalten, und er versprach es.

Zwar schien dieses Versprechen ihm Mühe zu kosten; er schien mit Widerwillen die Reise anstellen zu besorgen, und am letzten Abend war er ungewöhnlich tief sinnig, Wehmuth erübte sei-

nen sonst so hellen Blick. Hannchens Auge ruhte oft forschend auf ihm; da sie aber das Warum und Woher durchaus nicht ergründen konnte, und er ihren Fragen ängstlich auswich; so erwartete sie von der Zeit des Räthsels Auflösung, und verschreckte die aufsteigenden Grillen durch den Gedanken an das Wiedersehen ihres Säuglings.

Der Morgen kam. Hannchen erwachte helter, und fand Wilhelm nicht mehr neben sich. Am Tage der Abreise, da noch so manches zu besorgen war, fiel ihr das eben nicht auf. Sie sprang aus dem Bette, lief in das Nebenzimmer, um Babet schäckernd zu wecken, und fieng dann rasch an sich mit dem Einpacken zu beschäftigen.

Jetzt wurde das Frühstück gebracht, und zu gleicher Zeit übergab ihr der Kellner einen veriegelten Brief. Sie warf einen Blick darauf und erblaßte — die Aufschrift war von Wilhelms Hand. Hastig und zitternd erbrach sie ihn, und las folgendes:

„Gutes Weib! ich kann nicht mit dir
 „ziehen — mein Ehrenwort bindet mich, ich
 „muß es lösen. Ich darf, um meiner noch ge-
 „fangenen Brüder willen, keinen Mißbrauch
 „von der Freyheit machen, für welche wir unsere
 „Ehre verpfändeten. Aber sey ruhig. Nicht
 „jenem verblendeten, blutdürstigen Vöbel werde
 „ich mich in die Hände liefern. Es giebt noch
 „wackere Männer in Frankreich, die mich schützen
 „werden, bis zu der nahen Auswechslung. —
 „Zürne nicht; ich bin Gatte und Vater, aber
 „auch Bürger und Soldat. Ich kann nicht als
 „ehelosser Flüchtling in meinem Vaterlande erschei-
 „nen, ich kann nicht als ein Wortbrüchiger in dei-
 „nen Armen ruhen. — Wenn eine frohe Ahn-
 „dung mich nicht trügt, so sehen wir uns bald,
 „recht bald wieder. — Reise glücklich! bringe
 „unserm Kinde meinen Segen! — ich verlasse
 „dich fern vom Schauplatz des Krieges, eine ru-
 „hige Straße steht dir offen in deine Heymath,
 „du hast eine lebenswürdige Gesellschafterin, ei-
 „nen treuen Bedienten, und Geld mehr als du
 „bedarfst

„bedarfst — ich bin ruhig. Reise, geliebtes
 „Weib! reife heute noch, alle Anstalten sind ge-
 „macht. Enthalte dich aller fruchtlosen Versu-
 „che mich auszuforschen; wenn du diesen Brief
 „liest, bin ich schon auf französischer Grenze. —
 „Nimm den kürzesten Weg nach Hause, stürze
 „dich nicht in neue Gefahren, gedenke unsers
 „verwaystten Kindes! — Gottes Engel geleite
 „dich! und verkürze unsere Trennung!“

Ein Blitz aus wolkenlosem Himmel, der
 plötzlich neben dem ruhenden Wanderer die Eiche
 spaltet, ist minder betäubend als dieser Schlag.
 Bleich und bebend stand das arme Hännchen,
 und hielt den Brief der bestürzten Wabet hin. —
 „Ach Wilhelm! Wilhelm! was hast du ge-
 „than! — du gehst in ein Land, wo kein Bö-
 „ferrecht dich schützt — und ich soll ruhig
 „seyn! — in ein Land, wo man edler Gesin-
 „nungen spottet; wo die Wenigen, die noch
 „menschliches Gefühl im Busen tragen, sich un-
 „ter der eisernen Ruthe der Tyranney beugen müs-
 „sen

X 2

„sen — und ich soll ruhig seyn! — Tausend
 „Gefahren habe ich getroht — auf Dornen und
 „zwischen Abgründen bin ich bis zu dir gedrun-
 „gen — und du verlässest mich! — Ach Wil-
 „helm, was hast du gethan!“ —

So wimmerte sie unter dem schweren Druck ihrer Angst, und war taub für den kargen Trost ihrer Freundin. Mit erschöpftem Muth, ohnmächtig hingeeben, unfähig irgend einen Entschluß zu fassen, that sie, wie eine bewußtlose Kranke, alles was man von ihr foderte; willigte, ohne Theilnahme, in Babet's Verlangen, diesen Ort der Trauer zu verlassen, folgte ihr gehorsam, wie ein Kind, in den Wagen, saß da, in sich gekehrt, in banger Starrsucht, wußte nicht wohl, man sie führte, und bekümmerte sich auch nicht darum.

Nur erst dann, als die Luft ihres Vaterlandes sie anwehte, als sie Deutschlands Grenze schon betreten hatten, gelang es Babet zuwei-

len,

len, sie durch die Erinnerung an ihr Kind aus der Betäubung zu wecken. Und als sie endlich nur noch eine Tagereise von dem Orte ihrer Bestimmung waren, da machte die Gattin der Mutter Platz, der kleine lächelnde Wilhelm schwebte mit seinen ausgebreiteten Armingen vor ihr; sie maß im Geist um wie viel er gewachsen; sie hörte im Geist die neuen Worte, die er lallen gelernt hatte, und ergögte sich an dem Gedanken, daß er, trotz der langen Abwesenheit, die Mutter wieder erkennen werde.

Es war Abend, als sie in einem Städtgen anlangten, wo nur noch zwey kurze Stationen sie von dem Gegenstande ihrer zärtlichen Sehnsucht trennten. Da sie ohne Ruh und Raft bey Tag und Nacht ihre Reise fortgesetzt hatten, so wünschte die ermüdete Babet hier einige Stunden Schlaf zu genießen, und dieser Wunsch wurde noch lebhafter durch die Warnung des Wirths, der ihnen von einem nahen Walde erzählte, in dem es nicht geheuer sey. „Ein Hause überfl-

„hes Gefindel,“ sagte er, „deutsche Deferteurs,
 „verlaufene Holländer und verjagte Franzosen,
 „haben sich hier gesammelt, und machen die
 „Straßen unsicher. Die nahe Grenze begün-
 „stigt ihren Unfug. Mord- und Raubgeschich-
 „ten — freylich wohl mit Zusätzen vermehrt,
 „aber doch immer noch fürchterlich genug, wenn
 „man auch nur die Hälfte glaubt — gehen von
 „Ohr zu Ohr. Zwar hat schon, wie es heißt,
 „die Regierung kräftige Anstalten getroffen, ein
 „starkes Detaschement von Soldaten soll den
 „Wald umzingeln und säubern,“ aber ob dieses
 Detaschement wirklich schon ausgerückt sey? ob
 und mit welchem Glücke es den erhaltenen Be-
 fehl ausgeführt habe? das wußte der Wirth nicht,
 und so auf gut Glück die Durchfahrt zu wagen,
 besonders bey Nacht, das schien ihm bedenklich.

Die furchtsame Babet stimmte ein, und
 erinnerte ihre Freundin an die Bitte ihres Ge-
 mahls, sich keiner neuen Gefahr auszusetzen.
 Aber die mütterliche Sehnsucht verschlang alle
 De-

Bedenklichkeiten; eine liebende Mutter kennt
 keine Furcht. Hannchen hatte sich den Augen-
 blick schon so süß geträumt, wo sie morgen, mit
 Tages Anbruch den kleinen schlafenden Liebling
 unarmen würde — es war ja eine mondhelle
 Nacht, und der Wirth gestand ja selbst, daß die
 Regierung bereits für die Sicherheit der Reisen-
 din gesorgt habe. Das Gerücht vergrößerte
 auch wohl die Gefahr, der Wald war wohl schon
 längst von seinen schlimmen Gästen befreyt; sol-
 che schauerliche Erzählungen pflegten sich noch lan-
 ge zu erhalten, wie Gespenstergeschichten von
 einem alten Hause, dessen Bewohner ruhig
 schlummern. Kurz, die Sehnsucht der Mut-
 ter überwand die Furcht der Freundin, und vom
 aufgehenden Vollmond begleitet, setzten sie ihren
 Weg fort.

Ihr Muth wurde noch gestärkt, als sie in
 der Entfernung einer halben Meile vor dem ge-
 fährlichen Walde, einen Reisenden zu Pferde
 antrafen, der ohne Anstoß hindurch geritten war,

und der ihnen die tröstende Nachricht brachte, daß bereits Tages vorher zwey wackere Grenadier-Compagnien wirklich ausgerückt wären, und den Wald in aller Stille umzingelt hätten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Räuber.

Es wäre eine interessante Aufgabe für Moths Magazin der Erfahrungsseelenkunde, warum auf offenen und beleuchteten Plätzen sich auch die Seele ausdehnt, und des Muthes Flämmgen heller in ihr leuchtet? warum hingegen zwischen Felsenklüften oder im Dunkel eines dichten Waldes, die Brust sich enger zusammenzieht, und leise Schauer unwillkürlich sie durchzucken?

So lange die Straße sich durch angebaute Kornfelder schlängelte, und hier und da in den nahen Dörfern ein Hund bellte, solange wußten die

die Reisenden nichts von Furcht. Als aber nun der böse Wald immer dunkler und dunkler den Horizont begrenzte; als sie ihn wirklich betraten, und die anfangs einzeln stehenden Bäume sich nach und nach zu undurchdringlichem Gebüsch verdickten; des Mondesstrahl sich nur noch durch Fichtenwände schleichen konnte; da fiengen die guten Kinder an zu beben — ein ängstliches Schweigen herrschte im Wagen — jedes unverdächtige Geräusch, jeder trügerische Schatten verursachte ihnen Herzklopfen.

Hin und wieder öffnete sich der Wald und bildete kleine Ebenen, von denen der freundliche Mond Besitz genommen hatte; sie athmeten freyer, so oft sie über einen solchen lichten Platz fuhren, und nachdem sie bereits länger als eine Stunde ein Draub heimlicher Angst gewesen waren, wagte Wabet das Erste laute Wort, um ihrer Freundin die tröstliche Hoffnung zuzufüstern, daß das Ende des Waldes nun wohl bald erreichte seyn werde. Aber kaum hatte sie es ausgesprochen,

hen, als eine schmetternde Pseife aus dem Gebüsch zur Linken so fürchterlich durch den Wagen tönte, daß sie mit einem ängstlichen Schrey von ihrem Sitze in die Höhe fuhr. Das Signal wurde in einer geringen Entfernung vor ihnen eben so schmetternd beantwortet, und gleich darauf hörte man deutlich Pferdegetrappel und Menschenstimmen.

Gott sey bey uns! sagte der Postillon und kreuzigte sich. In zitternden abgebrochenen Sylben suchte Hannchen noch ihrer Gefährtin die Hoffnung einzusößen, daß es wohl nur die Grenadiere seyn würden, welche die Räuber aufsuchten, und die Straße bewachten. Aber ein Schuß, der in diesem Augenblicke den Postillon zu Boden streckte, ließ keinen Zweifel mehr übrig. Der Wagen wurde umringt, die Damen kreischten laut um Hülfe. Ein stattlicher Reuter näherte sich mit gespanntem Pistol dem Schlage, redete sie französisch an, und befahl ihnen gebieterisch zu schweigen, wenn das Leben ihnen lieb sey.

sey. Einer seiner Spießgesellen warf den halbtodten Peter vom Kutschbock, ein anderer schwang sich auf den Sattelgaul und trabte Buscheinwärts. Die Räuber umgaben den Wagen von allen Seiten, ein Paar derselben war hinten aufgesprungen, andere ritten voraus als Wegweiser auf dem ungebahnten Pfade.

Aber sie hatten noch kaum einige hundert Schritte zurück gelegt, als der Wagen mit fürchterlicher Gewalt gegen einen abgehauenen Baumstrunk rannte, und die Achse brach. Die Räuber fluchten, die Damen zitterten, es blieb nichts anders übrig, als die lebendige und leblose Beute auszuladen, und den zerbrochenen Wagen stehen zu lassen. Hierzu entschlossen sich die Räuber auf der Stelle, zwanzig Hände waren beschäftigt, das Gepäck abzulösen, und der stattliche Reuter näherte sich abermals seinen Gefangenen, mit der ziemlich höflichen Bitte, auszustiegen. Sie mußten gehorchen.

Er schien das Oberhaupt der Bande und verließ sie schnell wieder, um seine Leute zu möglichster Eil anzutreiben. Hannchen und Babet saßen auf bemoosten Baumwurzeln, und mußten mit ansehen, wie ihre kleine Haabe herumgezerrt und fortgeschleppt wurde. Den größten Theil derselben lud man dem armen Peter auf die Schultern, und wenn er unter der Last leuchte, so ermunterte man ihn durch Peitschenhiebe. So schnell als eine Hamstergesellschaft ein Maas Korn in ihre Backen nimmt, so schnell hatten die Räuber den Wagen aufgetäumt, und am Ende auch das Tuch herausgeschnitten, um zu sehn, ob keine verborgenen Schubfächer dahinter steckten.

Schon machte sich alles auf den Weg, und fast glaubten die Damen, man werde sich mit der Beute begnügen, und sie allein hier im Walde zurücklassen, denn es schien sich Niemand um sie zu bekümmern. Ihre Lage war so traurig, daß sie selbst dieses fürchterliche Alleinbleiben, mitten
in

in einem unwegsamen Walde wünschen mußten, und Hannchen betete sogar heimlich und innbrünstig darum, denn eine Mutter findet auch wohl durch eine Wüste den Weg zu ihrem Kinde. Aber auch diese elende Hoffnung raubte ihnen bald der Anblick von zwey gesattelten Pferden, die man ihnen vorführte, mit dem Bedeuten, sich darauf zu setzen, um den übrigen so schnell als möglich zu folgen.

Die armen Kinder widerstrebten weinend, und versicherten beyde, daß sie in ihrem Leben noch auf keinem Pferde gesessen; daß sie lieber zu Fusse gehen wollten; aber ihr ängstliches Flehen fand nur taube Ohren. Ein Duzend wilde Kerls, die sie umgaben, versprachen lachend und spottend Sorge für sie zu tragen, daß sie nicht herunter fallen sollten; und als die Damen noch immer zögerten, ergriff man sie unsanft, um sie mit Gewalt auf die Rosse zu heben.

In diesem Augenblicke fiel ein Hagel von Mustereuschüssen, die Kugeln piffen an Hannchens

chens Ohr vorbehey. Zwey von den Räubern, die ihr am nächsten standen, stürzten tod zur Erde; einige andere schleppten sich verwundet tiefer ins Gebüsch.

Der ganze Wald schien plötzlich zu leben, donnernde Stimmen schallten hinter jedem Baume hervor. Herzu! herzu! rief ein Mann zu Pferde, der sich mit dem Säbel einen Weg durchs Gesträuch bahnte. Hinter ihm blickten Grenadiermützen im Strahl des Mondes.

Die Räuber, die schon voraus geeilt waren, warfen, als sie den Ersten Schuß hörten, ihre Beute ins Gras, griffen zu den Waffen, und sammelten sich muthig um ihren Anführer, der den Soldaten Kühn entgegen sprengte. Es begann ein wütendes Gefecht; noch fürchterlicher durch die an Nacht grenzende Dämmerung, und durch den engen Raum, welcher die Kämpfer einschloß. Hannchen und Babet, waren fast eben so sehr, als die Streitenden, der Gefahr aus.

ausgesetzt. Sie wollten fliehen, aber von allen Seiten umgab sie das mörderische Gefecht; Kugeln schlugen neben ihnen in die Bäume, Verwundete stürzten zu ihren Füßen nieder.

Die Räuber waren den Soldaten an der Zahl überlegen, und schon fiengen diese an sich fechtend zurück zu ziehn, wobey die Damen fast mitten ins Gedränge kamen. Der Offizier, der sie anführte, war verwundet — jetzt traf ein Schuß sein Pferd — es stürzte — er sprang dicht neben der knieenden Babet herab, und stieß mit einem Seufzer die Worte aus: Ich kann nicht mehr!

Ach Gott! rief Babet, indem sie die Hände rang, und ihr behrängtes Gesicht gegen den Mond kehrte. Bey diesem Ausruf warf der Verwundete einen Blick auf sie, schrie: Babet! Babet! und stürzte sich von neuem ins Gewühl. — Dieser süße Name schien seine Wunden plötzlich zusammenzuziehn, und seine Muskeln mit

mit übermenschlicher Kraft zu spannen. Sein Säbel mähte unter den Räubern, und schon hatte er ihren tapfern Anführer erreicht, mit dem er jetzt einen ungleichen Kampf eingieng. Er zu Fusse, Jener zu Pferde; Er blutend, Jener unverwundet, griff er ihn an mit Helbenkraft, und wich nur Schritt vor Schritt der Uebermacht des Räuberhauptmanns, dem sein Pferd und sein ungeschwächter Arm den Vortheil über ihn gaben.

Ach! schon war er bis zu Babet's Füßen zurückgetrieben — von neuen Wunden bedeckt sank er vor ihr nieder, und stammelte: Hier will ich gern sterben! — Schon bückte sich der Fremde nach ihm herab, ihm den Kopf zu spalten, als Babet's Anblick auch hier einen unerklärbaren Zauber zu wirken schien. Babet! schrie der Räuber, und sein aufgehobener Arm sank gelähmt herab. Babet! schrie er noch Einmal, sprang hastig vom Pferde, ergriff das knieende Mädchen, und schleppte sie, mit-

ten

ten durch das Gewühl, immer tiefer und tiefer ins Gebüsch. Der Offizier lag ohnmächtig am Boden, und war nicht im Stande, sich dieser That zu widersetzen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Retter.

Raum hatte Babet wider ihren Willen den Schauplatz verlassen, auf welchem Räuber und Soldaten noch immer mit gleicher Wuth und abwechselndem Glücke sochten, als sich die Scene urplötzlich veränderte. Ein Offizier, an der Spitze von zwanzig Husaren, stürzte keuchend aus dem Gesträuch hervor, fiel wie ein Hagelwetter auf die Buschlepper, und entschied in Einem Augenblicke den Sieg. Was noch fliehen konnte, floh. Der Platz war mit Todten und Verstümmelten bedeckt. Die erhaschten Flüchtlinge wurden gebunden.

Der Offizier sprang vom Pferde, gieng hastig auf dem blutigen Tummelploß umher, fand Hannchen, die leblos unter einer Eiche lag, und warf sich zitternd über die Ohnmächtige. — Sie seufzte — sie erwacht — sie ist in Wilhelms Armen! —

Staunen und Freude machen sie sprachlos — sie kann nicht fragen, welch ein Wunder ihr den Gatten zum Retter gesandt; sie kann nur dieß wundervolle Glück empfinden, und diese Empfindung, in Thränen aufgelöst, stumm an seinem Halse ausweinen.

Das bange Aechzen eines Verwundeten weckte Wilhelm zuerst aus diesem seligen Rausche. Er blickte um sich, sah einen Menschen in seinem Blute liegen — sah — staunte — schauderte — und sank von Schmerz betäubt an die Seite des Stöhnenden — es war Fris, — es war sein Freund! der ihn nicht kannte, dessen Auge die Nacht des Todes umschleyerte. —

Hülfe!

Hülfe! Hülfe! schrie Wilhelm ängstlich, und riß sein Schnupftuch hervor, um die Quellen des rieselnden Blutes zu verstopfen. Auch Hannchen wankte herbey, und stieß einen heftigen Schrey aus, als sie das blasse Gesicht des biedern Jünglings erkannte.

Die Soldaten ließen ab von der Verfolgung der Räuber, kehrten zurück, hieben Zweige von den Bäumen, flochten in der Eile zwey Tragbahren, legten den Verwundeten sanft auf die Eine, setzten Wilhelms erschöpfte Gattin auf die Andere, und trugen sie mit vorsichtigen Schritten durch den Wald. Die Husaren trieben die Gefangenen vor sich her; Wilhelm ritt langsam neben dem Zuge; tausend widersprechende Gefühle zerschnitten seine Brust. Ein Blick auf die gerettete Gattin füllte ihn mit wehmüthiger Freude; aber ein anderer Blick auf seinen sterbenden Freund, und Hannchens Angstgeschrey um die verlorne Bahret, verbitterten ihm die Wonne, der Retter seines Welbes geworden zu seyn.

E 2

Sie

Sie erreichten mit Tages Anbruch das Ende des Waldes, und mit ihm ein Dorf, wo sie, trotz dem Mangel an allen Bequemlichkeiten, liegen bleiben mußten, denn der Verwundete konnte eine längere Erschütterung nicht ertragen. Hier sandte Wilhelm sogleich einen Husaren nach der nächsten Stadt, um Wundärzte zu holen. Sie kamen gegen Mittag, und erklärten zu Wilhelms unaussprechlicher Freude, daß keine der Wunden seines Freundes tödtlich sey. Sie wagten es, sich für seine Genesung zu verbürgen, und fürchteten nur für die schleichenden Folgen des vielen verlorenen Blutes.

Jetzt trat der Prediger des Orts in die Dorfschenke, ein menschenfreundlicher Greis, der mit der leutseligsten Gastfreyheit, dem Kranken seine Wohnung und Pflege anbot. Die Einladung wurde mit Dank angenommen, und Fritz nach dem Ersten Verbande, mit Erlaubniß seiner Aerzte, dahin getragen. Hier war der gute Alte geschäftig, ihm das beste, ruhigste Zimmer seines Hau-

Hauses einzuräumen, und Alles was Küche, Keller und Haus-Apotheke vermogten, trug er unermüdet herbey.

Fritz hatte gegen Abend seine Besinnung wieder erhalten. Sprechen konnte er noch nicht; aber er sah lächelnd seinen Freund neben seinem Bette sitzen; er sah lächelnd Hannchen ab und zugehn, und sein Auge schweifte nur mit inniger Unruhe im Zimmer umher, als ob er noch eine dritte Person suche. Wilhelm verstand diesen Blick, gab seiner Gattin einen bedeutenden Wink, und fragte dann ungezwungen: ob Dabet schon schlafe? — Hannchen nickte mit dem Kopfe, mußte aber schnell ihr Gesicht wegwenden, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Auf Fritz'en würkte diese kleine List sehr wohlthätig, er schlief beruhigt und entschlummerte bald darauf.

Durch die ermüdende Reise und die Schrecken der entwichenen Nacht, war Hannchen so

angegriffen, daß sie sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte. Wilhelm war es nicht viel weniger, aber er bestand darauf, bey seinem Freunde zu wachen, und sorgte nur dafür, daß seine Gattin in einem Nebenzimmer die ihr so nöthige Ruhe fand. Mit Einem der Wundärzte blieb er an Feitzens Lager. Da der Kranke ruhig zu schlummern schien, so fiel auch dieser bald in einen tiefen Schlaf; Wilhelm aber wachte, und die Erinnerung an alle seine wunderbaren Schicksale, gab seiner Seele genug reichhaltigen Stoff zu verarbeiten, um den Schlaf zu verschreiben.

Bald nach Mitternacht hörte er zu wiederholtenmalen an der Hausthür klopfen, da aber das Krankenzimmer im Hinterhause lag, und also dieses Klopfen den Schlummer seines Freundes nicht stören konnte, so bekümmerte er sich nicht weiter darum. Doch bald wurde seine Aufmerksamkeit durch ein vermehrtes Geräusch, durch Hin- und Hergehen und lautes Neden in der Ferne gereizt. Nicht lange, so schlich es über

den

den G. 19, näherte sich der Stubenthür und klopfte leise. Wilhelm gieng hinaus, und fand den alten Prediger mit einem Lichte in der Hand, der ihm erzählte: ein junges, schönes Frauenzimmer, mit einem Kästgen unter dem Arm, sey zu Fusse vor sein Haus gekommen, habe ihn wecken lassen, und mit ihm sprechen wollen. Aber da sie nichts als französisch spreche, und er dieser Sprache unkundig sey, so habe er sie vorläufig in seine Stube geführt, und komme, um Wilhelm zum Dolmetscher aufzufordern. Das Frauenzimmer scheine sehr unruhig und vergieße häufige Thränen.

Wilhelm eilte zurück, weckte den Wundarzt, und folgte dann dem Greise von einer Abndung durchdrungen, die ihn nicht betrog, denn als er die Thür öffnete, flog Babet in seine Arme! — Wilhelm's unvermuthete Erscheinung gab ihrer kindlichen Freude den Anstrich von Wahnsinn. Sie fühlte sich nun ganz gerettet, sah sich wieder unter dem Schutz eines geliebten Freundes, lachte,

weinte, seufzte, betete, und konnte lang keine zusammenhängenden Worte hervorbringen. Endlich fragte sie zuerst nach Hannchen — und dann mit einer sichtbaren Bewegung, nach Frigen, den sie im Getümmel nur allzuwohl erkannt hatte, und dessen letzte Worte, als er zu ihren Füßen sank: hier will ich gern sterben! noch immer in ihre Ohren tönten.

Nachdem Wilhelm ihr über Alles beruhigende Auskunft gegeben, und ein niederschlagendes Pulver ihre Lebensgeister etwas besänftigt hatte, wünschte er nun auch von ihr zu erfahren, durch welches glückliche Abenteuer sie ihm so unverhofft wieder geschenkt sey? — Aber Babet legte den Finger auf den Mund — sie schwieg — ihr Auge wurde düster — und nachdem sie einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen, ergriff sie wehmüthig Wilhelms Hand, und bat ihn, sie nun und nie wieder mit dieser Frage zu ängstigen.

Wilhelm begriff freylich den Zusammenhang dieser Weigerung nicht, da sie aber ihre Bitte mit der beweglichsten Stimme wiederholte, und er nicht gewohnt war, sich in fremde Geheimnisse einzubringen, so schwieg er bescheiden. Auch der Prediger wußte ihm das Räthsel nicht aufzuklären. Nur so viel erfuhr man noch von dem Knechte, daß, als Babet klopfte, einige hundert Schritte von der Pfarrwohnung ein Wagen hielt, der von einigen Männern zu Pferde umgeben war, und daß, sobald er der Klopfenden die Thür geöffnet und sie herein gelassen, der Wagen und die Reuter links um gemacht, und in vollem Gallop den Rückweg nach dem Walde nahmen.

Am andern Morgen wurde die Freude der Gesellschaft noch durch die Erscheinung des ehrlichen Peters erhöht, der bey dem ersten Lärm, als Niemand auf ihn acht gab, Buscheinwärts flüchtete, und nachdem er mit dem aufgeladenen Gepäck den ganzen Tag im Walde herumgeirrt und fast verhungert war, endlich einen Bauer

sand, der ihn wohlbehalten ins Freye brachte. Hier folgte er der Spur seiner Herrschaft, und langte gerade in dem Augenblicke an, da der zivente abgenommene Verband die beste Hoffnung zu Kräftens baldiger Genesung gab, und Babet und Hannchen Arm in Arm an seinem Bette standen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Geprüfte Liebe.

So abgeschmackt es wäre, wenn ein Theater-Principal nach der Vorstellung irgend einer berühmten Zauberoper den Vorhang noch einmal aufrollen ließe, um den Zuschauern die ganze Mechanik der Verwandlungen zu zeigen, und sie mit jedem Stricke, der hier einen Baum oder dort einen Hügel herbey führte, bekannt zu machen; eben so albern würde der Erzähler handeln, der nur stumpfsinnige Leser voraussetzte, und ihnen gar nichts zu errathen oder zu vermuthen übrig ließe.

Der Referent dieser abentheuerlichen, aber wahrhaften Geschichte, ist überzeugt, daß die Meisten seiner Leser, besonders aber die Leserinnen (die, nach seiner Erfahrung, eine ausgezeichnete Stärke im Errathen besitzen, zum Beweise, daß sie weit schneller combiniren als die Män-

ner) schon längst das Gewebe der beyden letzten Kapitel durchschaut, und den Knoten gelöst haben. Er wird daher den Gang, den die Geschichte nahm, bloß mit Puncten andeuten, wie man die Reisen der Seefahrer auf der Karte zu bezeichnen pflegt, damit der Leser diesen Puncten folgen könne, bis in den Hafen der geprüften Liebe.

Daß Fritz bald nach der Trennung von seinem Freunde ausgewechselt wurde, daß er zu seinem Regimente zurückkehrte, welches während dieses Krieges sehr gelitten hatte, und deshalb, theils um auszuruhen, theils um wieder vollzählig gemacht zu werden, in seine alte Garnison eingerückt war; und daß der junge Held, an Thätigkeit gewöhnt, sich hler um den mißlichen Auftrag bewarb, an der Spitze zweyer Grenadier-Compagnien die Räuber zu Paaren zu treiben; alles das versteht sich von selbst.

Wilhelms Verschwinden war die Wirkung eines vielleicht allzuzarten Ehrgefühls, und sein
plötz-

plötzliches Wiedersicherselnen die Wirkung einer sehr gerechten französischen Großmuth. Denn als er sich in dem Hauptquartier des Generals, der an der schweizerischen Grenze gelagert war, freywillig als Kriegsgefangener stellte, und mit der edlen Zuversicht, die den schuldblosen Mann bezeichnet, die Geschichte seiner Flucht vortrug; da hielt es der Befehlshaber seiner Pflicht angemessen, nicht aufs neue, durch Auslieferung dieses Mannes, die Schuld des verletzten Völkerrechts auf sein Vaterland zu laden; er ergriff vielmehr mit Freuden die Gelegenheit, die ihm das Auswechslungsgeschäft darbot, ihn allen Verfolgungen zu entziehen, und noch an selbigen Abend in Freyheit zu setzen.

Welchen Gebrauch Wilhelm von dieser Freyheit machen würde, ließ sich leicht voraussehn. Er flog zurück an den Ort, wo er sein treues Hannchen gelassen hatte, mit der leisen Hoffnung, sie noch zu finden. Als er ersuhr, daß sie bereits einen Vorsprung von zwanzig Stunden vor ihm

ihm gewonnen, warf er sich auf ein Courterpferd, und eilte ihr auf dem Fuße nach. Mit jeder Meile verminderte sich der Raum, der sie von ihm trennte; das letzte Städtgen erreichte er eine Stunde nach ihrer Abreise, und der furchtsame Wirth erzählte ihm haarklein, wie er sie gewarnt, und wie sie trotz seiner wohlgemeynten Warnungen, und trotz Dabets Ermüdung, auf der Fortsetzung ihrer Reise bestanden.

Wilhelm zitterte vor der Gefahr, in welche die mütterliche Sehnsucht sie stürzte. Er eilte zu dem Kommandanten des Orts, einem seiner alten Kriegesgefährten, und bat ihn um eine starke Bedeckung bis zur nächsten Station. Sogleich erstelten zwanzig Husaren Ordre aufzusitzen, an ihrer Spitze flog er die Straße entlang. Der Tumult im Walde erreichte sein Ohr — und er kam eben noch zu rechter Zeit, um seine Gattin zu retten und seinen Freund zu rächen.

Der dichteste Schleyer liegt über Dabets Abenteuer, und wir würden vielleicht nie im Stan-

Stande gewesen seyn, ihn aufzuheben, wenn sie nicht mehrere Jahre nachher das Geheimniß ihrem Gemahl in einer traulichen Stunde selbst mitgetheilt hätte. Der Räuberhauptmann, der ihren Namen ausrief, sie ergriff und fortzuschleppte, war ihr Bruder Philipp. In seiner Jugend verzärtelt; mit den Vorurtheilen der Geburt genährt; in dem albernen Dünkel groß gezogen, daß er zu einer privilegierten Classe gehöre, die geböhren sey, um von der Arbeit der unterdrückten Casten zu leben; von Selbstthätigkeit entwöhnt; vermeynte er, Ehre und Glück einzig an seinen alten Namen gebunden; verließ voll schmächtlicher Hoffnungen sein Vaterland, trögte auf seine Herkunft, wollte unter den Emigrirten eine glänzende Rolle spielen, der er nicht gewachsen war; glaubte sich hintangesetzt, vereinigte sich mit andern Mißvergnügten seines Selichters — und ward ein Räuber.

Eine Zeitlang trieb er sein schlimmes Handwerk mehr im Kleinen und mit Glück. Aber als
nach

Ihre Waffen in die Kistkammer, bauten ihren
Kohl, und riefen mit Voltatre:

Ah! cachons nous! passons avec les sages
Le soir forcin d' un jour mêlé d' orages.

E n d e

Verz

Verzeichniß

der übrigen Schriften des Herrn von
Kozebue.

- Kozebue, Aug. von, kleine gesammelte Schrif-
ten, 4 Theile mit Kupf. von Geysler, zweite
Ausf. 8. 1792 bis 1794. 5 Thlr. 16 Gr.
— meine Flucht nach Paris, im Winter 1790. 8.
1791. 20 Gr.
— der Eremit auf Formentera, ein Schauspiel
mit Gesang, in zwey Ausf. 2te Ausf. mit einem
Kupfer, 8. 1792. 8 Gr.
— die Geschichte meines Vaters, oder wie es zu-
ging, daß ich geboren wurde. Ein Roman in
zwölf Kapiteln, 2te Ausf. 8. 1792. 10 Gr.
— Adelheid von Wulfingen. Ein Denkmal der
Barbarey des dreyzehnten Jahrhunderts. Mit
einem Titellkupfer von Geysler, 3te Ausf. 8.
1792. 12 Gr.
— Idbergerie, Königin von Norwegen. Histori-
sche Novelle. Mit Kupfern von Geysler, 2te
Ausf. 8. 1792. 21 Gr.
Diese 5 Artikel sehen auch sämtlich in den kleinen
gesammelten Schriften.
— Leiden der Deyenbergischen Familie, 2 Theile,
2te Ausf. 8. 1792. 1 Thlr. 12 Gr.
— die gefährliche Wette. Ein kleiner Roman in
zwölf Kapiteln, 8. 1790. 3 Gr.
— Menschenhaß und Reue. Ein Schauspiel in
fünf Aufzügen, 8. 1791. 8 Gr.
— der weibliche Jacobiner-Clubb. Ein politi-
sches Lustspiel in einem Aufzuge, 8. 1792. 5 Gr.
— die Indianer in England. Ein Lustspiel in drey
Aufzügen, 2te Ausf. 8. 1791. 8 Gr.
Kopf.

- Kozebue, Aug. von, Bruder Moriz, der Son-
 derling, oder die Colonie für die Pelew- Inseln.
 Ein Lustspiel in drey Aufzügen, 8. 1791. 12 Gr.
 — die Sonnenjungfrau. Ein Schauspiel in fünf
 Aufzügen, 8. 1791. 12 Gr.
 — Das Kind der Liebe, ein Schauspiel in fünf
 Akten, 8. 1791. 12 Gr.
 — die edle Lüge. Ein Schauspiel in einem Auf-
 zuge. Fortsetzung von Menschenhaß und Neue,
 8. 1792. 4 Gr.
 — der Papagoy. Ein Schauspiel in drey Akten,
 8. 1792. 8 Gr.
 — Sultan Bampum, oder die Wünsche. Ein
 orientalisches Scherzspiel mit Gesang, in drey
 Aufzügen, 8. 1794. 7 Gr.
 — Graf Benjowsky, oder die Verschwörung auf
 Kamtschatka. Ein Schauspiel in fünf Aufz. 8.
 1795. 12 Gr.
 — Armuth und Edelsinn. Ein Lustspiel in drey
 Aufzügen, 8. 1795. 12 Gr.
 — der Mann von vierzig Jahren. Ein Lustspiel
 in einem Aufzuge, nach dem Französischen des
 Feyen bearbeitet, 8. 1795. 4 Gr.
 — die Spanier in Peru, oder Kolla's Tod. Ein
 romantisches Trauerspiel in fünf Akten, 8. 1796.
 12 Gr.
 — die Negerclaven. Ein historisch- dramatisches
 Gemälde in drey Akten, 8. 1796. 10 Gr.
 — die Verläumder, ein Schauspiel in fünf Akten,
 8. 1796. 12 Gr.
 — vom Adel, gr. 8. Gedruckt mit Didotschen
 Lettern 1 Thlr. 4 Gr.
 — Dasselbe auf Velin- Papier. 2 Thlr.
 — die jüngsten Kinder meiner Laune, 6 Theile,
 8. 1793 bis 1797. Jeder Theil. 1 Thlr.